This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 967,599

Alexander Jüwet

Karl Ludwig von Knebel.

Ein Lebensbild

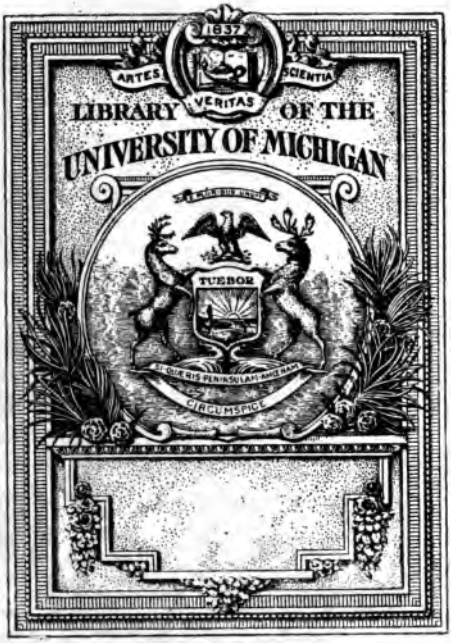
von

Hugo von Knebel Doeberitz.

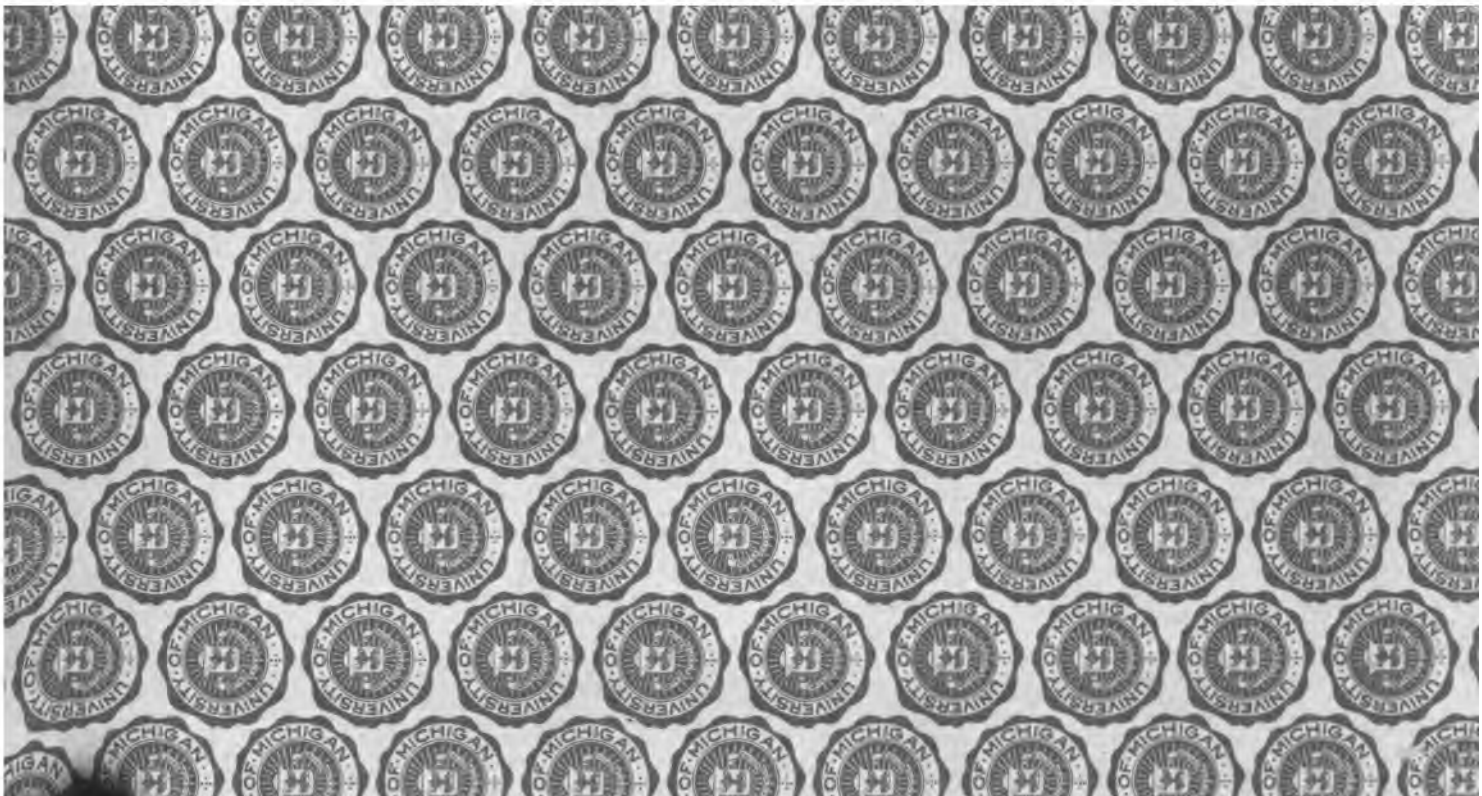
Mit einem Bildniß.

Weimar
Hermann Böhlau
1890

Oben oder an der Seite aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurück genommen.



THE GIFT OF
PROF. ALEXANDER ZIWET


UNIVERSITY OF MICHIGAN

K6:
K6.

Ende September erscheint im Verlage von Hermann Böhlau in Weimar:

Augusta

Herzogin von Sachsen, die erste deutsche Kaiserin.

Züge und Bilder aus ihrem Leben und Charakter,

nach vielfach ungedruckten Quellen.

Von

Dr. O. Schrader,

a. o. Professor in Jena.

Preis ca. 2 ℳ

:/1C

UNIV. OF MICH.

rl Ludwig von Knebel.

Ein Lebensbild

von

Hugo von Knebel-Doeberitz.

Mit einem Bildniß.

Weimar
Hermann Böhlau
1890.

838
K680
K68

Weimar. - Hof-Buchdruckerei.

Alex. Ziwet
18-1923

Seiner Königlichen Hoheit

dem

regierenden Großherzoge

Carl Alexander

von

Sachsen-Weimar-Eisenach

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

„Nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung."
Dichtung und Wahrheit.

Seit einer Reihe von Jahren mit Ausarbeitung der Geschichte meiner Familie beschäftigt, gewann ich bald die Ueberzeugung, daß eine Darstellung der Lebensgeschichte Carl Ludwig von Knebels, welche ein einigermaßen genügendes Bild von der Person dieses durch und durch eigenartigen Mannes gewähren konnte, den ihr innerhalb des Rahmens einer Familiengeschichte zuzuweisenden Raum erheblich übersteigen würde. Bei dem großen Interesse, welches C. L. von Knebel in der Geschichte der deutschen Litteratur beansprucht, glaubte ich meine Forschungen über ihn zu einer eingehenderen Gesammtdarstellung seines Lebens verwerthen und der allgemeinen Kenntniß zugänglich machen zu dürfen. Es kam mir hierbei nicht darauf an, das bereits gedruckte, umfangreiche litterarische Material durch bloße Zusammenstellung zu vergrößern, sondern unter Berücksichtigung auch der bislang unbenutzten Quellen ein

Lebensbild zu geben, welches mit Beiseitelassung alles Unwesentlichen eine geschichtlich genaue Darstellung der Thatsachen wie eine vorurtheilsfreie Würdigung von Knebels Charakter enthält. Daß diese Aufgabe des Fleißes lohnt, dürfte ebenso unzweifelhaft sein, als daß sie ihre Lösung durch die jetzt vorhandenen Arbeiten noch nicht gefunden hat. Kann man doch kein Buch aufschlagen, welches über Weimars klassische Epoche berichtet, ohne des „wackeren Knebel" gedacht zu sehen, dessen Bedeutung, wie diese Arbeit näher zeigen will, nicht danach zu bemessen ist, was er geschrieben hat, sondern nach der hervorragenden persönlichen Einwirkung, welche er kraft eines eigenthümlichen Zaubers seiner Persönlichkeit nicht nur auf seinen „Urfreund" Goethe und auf Herder ausgeübt hat, sondern auf fast alle ausgezeichneten Geister seiner Zeit, mit welchen er in Berührung kam. Die vorliegende Arbeit hat daher weniger auf Knebels Schriften, als auf die Darstellung seines Lebensganges und seiner Charaktereigenthümlichkeiten das Hauptgewicht gelegt.

Andrerseits kann trotz der fleißigen Sammlungen Heinrich Düntzers und der auf Knebel bezüglichen Einzelarbeiten dieses und anderer Schriftsteller keine der vorhandenen Lebensbeschreibungen — die vortrefflichen Bemerkungen R. Hayms behandeln lediglich Knebels Verhältniß zu Herder — für ausreichend erachtet werden, um ein Gesammtbild zu gewinnen, da

sie theils unvollständig sind, theils geradezu Unrichtigkeiten enthalten.

Durch den Versuch, Genaueres zu bieten, soll nicht einem ohnehin bekannten Ahnherrn meines Geschlechts zu größerem, unverdientem Ruhme geholfen werden, sondern ich habe eine durchaus sachliche Darstellung geben wollen, indem ich weder Knebels augenfällige Schwächen verdeckt, noch die Vorzüge seines Charakters verschwiegen und seine eigene Lehre zu beherzigen mich bemüht habe, daß man in Lebensbeschreibungen nicht nur „die eminenten Seiten an den Tag bringen" solle, denn „Schatten und Licht, das erst bestimmt die Natur eines Menschen".

Zur Bearbeitung von Knebels Geschichte hat mich die Erwägung ermuthigt, daß ich auf Grund meiner übrigen Forschungen auf dem Gebiete meiner Geschlechtsgeschichte Knebels Familienverhältnisse am genauesten zu kennen glaube und aus erklärlichem lebhaftem Interesse an dem Schicksal meines Urgroßoheims bemüht gewesen bin, sämmtliches jetzt vorhandene urkundliche und litterarische Material zu durchforschen. So haben nicht nur die Knebel betreffenden litterarischen Arbeiten, sowie die gedruckten Briefsammlungen Berücksichtigung gefunden, sondern auch das zum Theil noch unbekannte Material des Großherzoglichen Hausarchivs zu Weimar, dessen Benutzung mir durch die Gnade seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar-

Eisenach huldvollst gestattet worden ist, wofür es mich drängt, auch hier meinen unterthänigsten Dank auszusprechen. Auch sind Knebels Tagebücher und handschriftlicher Nachlaß von neuem durchgesehen worden, so daß hoffentlich ein Theil der früheren Irrthümer beseitigt ist.

Insoweit aber auch die vorliegende Arbeit, wie mir wohl bewußt ist, Mängel verschiedener Art aufweist, bin ich für jeden Fingerzeig dankbar, da es lediglich mein aufrichtiges Bestreben gewesen ist, zur Kenntniß des Mannes, welchem es vergönnt war, am längsten Mitgenosse und an seinem Theile Mitarbeiter von Weimars großer Zeit gewesen zu sein, ein Scherflein beizutragen.

Das beigefügte Bildniß zeigt Knebels wohlgetroffene Züge im 80. Lebensjahre nach der im Goethe-Hause zu Weimar befindlichen Zeichnung von J. Schmeller vom Jahre 1824.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel. Das Elternhaus — Erziehung und Unterricht — Religionsstudien — Dichterische Versuche — Jugendliebe — Rechtsstudium in Halle — Studentenleben — Mißbehagen — Ende des Rechtsstudiums . . 1

Zweites Kapitel. Knebel als Preußischer Gardeoffizier — Geistiges Leben in Potsdam — Litterarische Bekanntschaften — Dichterische Bestrebungen — Ruhebedürfniß — Unbefriedigtheit — Abschied 8

Drittes Kapitel. Knebels Aufnahme in Weimar — Verhandlungen über seine Anstellung im Hofdienst — Knebel als Erzieher des Prinzen Constantin — Reise der Prinzen — Knebels Begegnung mit Goethe — Aufenthalt in Carlsruhe — Klopstock — Fräulein von Rathsamhausen — Knebels Verhältniß zum Prinzen Constantin — Paris — Vorboten der Revolution . . . 16

Viertes Kapitel. Geniewirthschaft in Weimar — Knebels Rückzug nach Tiefurt — Leben in Tiefurt — Knebel und Prinz Constantin — Des Prinzen Reise — Verstimmtheit — Knebels Stellung in Weimar — Carl August — Goethe — Liebhabertheater — Herder — Wieland — Knebels Schweizerreise — Pensionirung . 29

Fünftes Kapitel. Knebel will in fremde Dienste treten — Carl Augusts Brief vom 4. Oktober 1781 — Knebel in Ansbach — Rückkehr 47

Seite

Sechstes Kapitel. Unbehaglichkeit — Flucht nach Jena — Sehnsucht nach Ruhe — Reise nach Tirol — Reise mit Carl August — Schiller — Knebel im Goethehause — Knebel und Herder — Bitte um Entlassung — Abreise nach Ansbach 60

Siebentes Kapitel. Selbstmord von Knebels Bruder — Knebel in Ansbach — Ansbacher Zustände — Rückkehr — Knebels Schwester Erzieherin der Prinzessin Caroline — Louise Rudorff — Ueberdruß — Nochmaliger Versuch, in fremde Dienste zu treten — Knebel in Nürnberg — Heirathspläne — Properz — Zerfall mit Henriette 80

Achtes Kapitel. Heirath — Leben in Ilmenau — Eheliches Leben — Properz — Lukrez — Hymnen — Elegieen — Corona Schroeters Begräbniß — Vereinsamung — Aussöhnung mit Henriette — Frau von Staël — Knebels Denkschrift über die deutsche Litteratur — Abkühlung gegen Goethe — Herders Tod — Streit mit der Hauswirthin — Uebersiedelung nach Jena 94

Neuntes Kapitel. Jena — Neuer Verkehr mit Goethe und Weimar — Briefwechsel — Robinson — Knebels äußere Erscheinung — Schlacht bei Jena — Knebel bewirthet Napoleon — Knebel als Professor — Leben in Jena 111

Zehntes Kapitel. Knebels Haus am Paradiese — Die obere Kajüte — Prinzessin Caroline — Henriette zieht nach Ludwigslust — Behaglichkeit — Politische Theilnahmlosigkeit — Lebensgenuß 122

Elftes Kapitel. Wielands Tod — Henriettes Tod — Geburt des Sohnes Bernhard — Knebels Sohn Carl wird Soldat — Rheumatische Leiden — Sammlung kleiner Gedichte — Assessor der mineralogischen Gesellschaft — Tod der Prinzessin Caroline — Goethe bei Knebel — Philosophische Abhandlungen — Hanns Knebel — Uebersetzung des Lukrez — Knebels Gedichte — Versbau . 130

Seite

Zwölftes Kapitel. Knebels Söhne — Platen — Knebels Briefe — Goethe-Knebelscher Briefwechsel — Sonstiger Briefwechsel — Uebersetzungsproben — Knebels Lebenserinnerungen und Bedeutung für die Litteratur — Knebels Stellung in Jena — Jahresblüthen — Bilder von Knebel — Knebels Häuslichkeit — Herzensgüte — Englische Litteratur 146

Dreizehntes Kapitel. Frau von Stein stirbt — Tod von Frau von Schiller — Tod der Herzogin Louise — Altersschwäche — Religiose Entwickelung — Politische Anschauungen — Knebels Tod 167

Karl Ludwig von Knebel.

Erstes Kapitel.

Carl Ludwig von Knebel wurde am 30. November 1744 auf dem Schlosse Wallerstein in Franken geboren, als Sohn des dortigen Fürstlichen Kanzlers und Regierungs-Präsidenten Johann Georg Friedrich Knebel, welcher einer seit Jahrhunderten in Franken seßhaften Familie angehörte. Seine Mutter war Elisabeth Magdalene geborene Mayer, Tochter des Hof- und Regierungsrathes Mayer zu Bayreuth. Nachdem er ins fünfte Lebensjahr getreten, kehrte sein Vater nach Bayreuth zurück und übernahm die früher dort bekleidete Stellung als Markgräflich Ansbachscher Regierungsrath von neuem, ging aber einige Jahre später nach Regensburg, wo er als Ansbachscher Komitialgesandter am deutschen Reichstage bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges verblieb. Hier widersetzte er sich dem Beschlusse der Reichsversammlung, den König Friedrich II. von Preußen als Friedensbrecher in die Acht zu erklären, ungeachtet aller Bestechungsversuche mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, so daß er von seiner Regierung abberufen und als Geheimer

Rath in das Ministerium zu Ansbach versetzt, gleichzeitig aber von Friedrich II. wegen seines mannhaften Auftretens in den erblichen Preußischen Adelsstand erhoben wurde.

In Ansbach erhielt der nunmehr zwölfjährige Carl Ludwig mit seinen sechs Geschwistern im Elternhause die weitere Erziehung, indem er von dem rechtschaffenen aber harten Vater mit großer Strenge behandelt wurde, welcher auf die wissenschaftliche Ausbildung seiner Kinder große Sorgfalt verwandte, wenngleich solche mit der Einseitigkeit damaliger Lehrmethode erfolgte. Namentlich der Unterricht in der lateinischen Sprache und der Religion wurde mit Eifer betrieben, da das Latein damals noch in weit höherem Maße als Anfang und Ende aller Wissenschaft galt. Auf Erlernung dieser Sprache wurde daher größter Fleiß verwendet, und jeden Tag mußte Carl eine Ode des Horaz oder einen Abschnitt aus Virgil auswendig lernen. Hierbei bewies der mit guten natürlichen Gaben ausgerüstete Knabe solchen Eifer, daß er beim Schlafengehen die lateinischen Bücher häufig unter das Kopfkissen legte, um sie beim Erwachen sofort wieder zur Hand zu haben. Kostete ihm dieses unausgesetzte Auswendiglernen, wie er selbst angiebt, zwar manchen Schweißtropfen, so ermöglichte es ihm doch bereits im vierzehnten Lebensjahre die Dichtung einer fehlerfreien lateinischen Ode zum Geburtstage seines Vaters.

Ungleich mangelhaftere Behandlung erfuhr der im

Wesentlichen auf das Einprägen von Zahlen nach Tabellen beschränkte Geschichtsunterricht, welcher sich für Carl durch das ganze Leben nachtheilig fühlbar machte, da sein geschichtliches Wissen Lücken zeigte und geschichtliches Verständniß ihm völlig abging. Schnelle Fortschritte machte der Knabe dagegen in der Religion. Auch der Religionsunterricht bestand freilich vorzugsweise ebenfalls in Auswendiglernen ganzer Bibelabschnitte, wobei mehr auf Uebung des Gedächtnisses, als auf eigenes Nachdenken und die Ausbildung des Gemüths Werth gelegt wurde. Carl drang indessen im vortheilhaften Unterschiede von seinen Mitschülern, unterstützt durch eine frühzeitig zum Nachdenken geneigte ernste Naturanlage und geleitet durch trefflichen Unterricht des nachmaligen Superintendenten Junkheim tiefer in die christlichen Heilswahrheiten ein, so daß das Religionsstudium bald seine Lieblingsbeschäftigung wurde, und er den Plan faßte, als Jesuit in fremden Ländern das Evangelium zu predigen. Auch setzte er, nachdem er diese phantastische Idee aufgegeben, das Religionsstudium eifrig fort, da er die theologische Laufbahn einzuschlagen beabsichtigte. Dieser frommen Richtung gesellte sich frühzeitig große Empfänglichkeit für Poesie. Wißbegierig und stillem Nachdenken zuneigend — seine Geschwister nannten ihn den Philosophen — fühlte sich der Jüngling besonders von Spaldings Schrift über die Bestimmung des Menschen, den Schriften Jerusalems über religiöse Gegenstände,

den phantastischen Dichtungen Ossians, den ernsten Nachtgedanken von Young und den schwermüthigen Naturschilderungen in Kleists Frühling angezogen. So erwachte die Lust, selbst zu dichten, und er versuchte sich in kleinen Oden und Idyllen in antiken Versmaßen nach dem Vorbilde von Geßners empfindsam-schwermüthigen Naturschilderungen. Diese Erstlingsfrüchte seiner Muse tauschte er mit dem dichterisch veranlagten, nur zwei Jahre älteren Jugendfreunde Johann Wilhelm Rose in Ansbach aus. Auch nahm sich der befreundete Dichter J. P. Uz, welcher als Justizbeamter in Ansbach lebte, ihrer liebevoll an. Besondere Anregung aber erfuhr das aufkeimende Talent, als sein jugendliches Herz von einer ersten Liebe zu seiner Cousine Caroline von der Lith entflammt wurde, deren Gemüth für Poesie ebenfalls sehr empfänglich war. Ihr widmete er jetzt seine Lieder, und ihre Anerkennung erfüllte ihn mit Freude und Stolz. Da Caroline jedoch bald anderweitig verheirathet wurde und starb, hinterließ diese Jugendliebe keinen nachhaltigen Eindruck.

So verstrich die Jünglingszeit zwischen Lernen, Lesen, Dichten, Denken und Grübeln.

An dem Gedanken festhaltend, Theologe zu werden, studirte er eifrigst das neue Testament in griechischer Sprache und begann das Hebräische zu erlernen. Als er indessen die Reife für das Universitätsstudium erlangt, stieß er bezüglich seiner Absicht, die theologische

Laufbahn einzuſchlagen, in ſeiner Familie auf unbeſiegbaren Widerſtand. Sein in heſſiſchen Dienſten ſtehender Bruder Chriſtian, welcher mit Leib und Seele Soldat war und es mit ſeiner Offiziersehre nicht für vereinbar hielt, einen Paſtor zum Bruder zu haben, beſtimmte den Vater, die Erlaubniß zum theologiſchen Studium zu verſagen, obgleich deſſen Bruder Chriſtian Friedrich von Knebel als Generalſuperintendent und Stadtpfarrer in Ansbach eine hochgeachtete Stellung einnahm und des Letzteren Sohn Carl Heinrich ebenfalls Theologe war. Umſonſt betonte Knebel, daß er nur für das theologiſche Fach Intereſſe habe: der ſtrenge Vater blieb unbeugſam.

So ergriff er endlich mit Widerſtreben das Rechtsſtudium und bezog zu Oſtern 1764 die Univerſität Halle. Unterwegs in Leipzig lernte er den Dichter Gellert und den Maler Oeſer kennen, mit welchem letzteren er ſpäter wieder in Weimar zuſammentraf. In Halle hatte er, wie er dem Freunde Roſe mittheilte, das Glück, in ein gutes Haus zu kommen, „in welchem noch vier Burſche von guter Familie“ mit ihm wohnten. Zwei von ihnen, Söhne des Reichstagsgeſandten Edlen Herrn von Plotho, kannte er bereits von Regensburg her, und wurde mit den beiden anderen, Freiherrn von Werthern und von Below, ebenfalls bald bekannt. Mit dieſen Hausgenoſſen verkehrte er faſt ausſchließlich, ohne ſich an dem übermüthigen Studentenleben zu betheiligen. Aber auch

aus dem eigentlichen Studium wurde nicht viel. Zwar besuchte er einige Kollegien für Rechtswissenschaft und Logik, vermochte jedoch der ersteren, für welche seine natürlichen Anlagen sich gar nicht eigneten, kein Interesse abzugewinnen und beschäftigte sich mehr mit seinen litterarischen Liebhabereien, soweit es der Umgang mit den Freunden zuließ, welcher ihn oft mehr, als ihm lieb war, von stiller wissenschaftlicher Beschäftigung abzog. Dabei war der Aufenthalt in Halle theuer und nach seiner Angabe unter 800 Thaler jährlich nicht zu bestreiten, was seine Kasse nicht erlaubte. Bald gerieth er daher in finanzielle Verlegenheit, die ihn immer mehr beunruhigte und überzeugte, daß er eine andere Laufbahn einschlagen müsse. Seine Brüder Christian und Lebrecht waren Soldaten. Da ihm der geistliche Beruf versagt war, schien nur der militärische noch möglich. Lebrecht, Offizier bei der Leibgarde in Potsdam, hatte oft von den günstigen Aussichten geschrieben, welche der Eintritt in Preußische Dienste gewähre. Auf Knebels Anfrage berichtete er auch jetzt, die schnelle Erwerbung einer Offiziersstelle werde nicht schwierig sein.

Nachdem einige Korrespondenzen mit seinem Vater abgeschlossen, Letzterer auch von dem ihm sehr gnädig gesinnten Könige die Zusicherung erhalten, daß er auch seinen zweiten Sohn gern in Dienst nehmen wolle, gab Knebel, nur von dem einen Wunsch erfüllt, um jeden Preis den immer drückender werdenden Sorgen

um eine auskömmliche Existenz zu entgehen, sein noch nicht einjähriges sogenanntes Rechtsstudium auf, nahm von Halle, wo er „wenigstens einige redliche Freunde verlassen mußte, einen ganz empfindlichen Abschied“ und traf am 14. Januar 1765 in Potsdam ein. Unter den zurückgelassenen Freunden hatte er den Studenten der Rechte Ludwig Gilbert, welcher später die Stelle eines Hoffiskals in Berlin bekleidete, besonders liebgewonnen.

Zweites Kapitel.

Knebel wurde bereits am 1. Februar 1765 zum Fähnrich und bald darauf zum Offizier im Regiment Garde in Potsdam befördert, denn die gnädige Gesinnung des Königs gegen seinen Vater bahnte ihm den Weg. Auch der Prinz von Preußen versicherte seinem Vater in einem eigenhändigen Schreiben vom 28. Juni 1765, daß er seinen Sohn avec beaucoup de plaisir in seinem Regiment placirt habe, daß er den guten Fähigkeiten desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen und Alles thun werde, um ihm seine Stellung angenehm zu machen.

Knebel, froh, der quälenden Geldsorgen enthoben zu sein, hatte den festen Willen, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Obwohl er, „sonst einen Fähndrich für ein Geschöpf gehalten hatte, welches der Himmel nur in seinem Zorne erschafft", so hoffte er doch wieder einigermaßen in Ruhe und Ordnung zu kommen, welche er so lange hatte entbehren müssen. Auch glaubte er sich zur Hoffnung auf schnelles Avancement umsomehr berechtigt, als er auf eigenen Antrag

des Prinzen von Preußen dessen Regimente überwiesen war. Allein seine Erwartungen schlugen fehl. Anfangs zwar war er mit der Veränderung seiner Lebenslage nicht unzufrieden.

Von regem Interesse beseelt für Beschäftigung mit Litteratur fand er unter seinen Kameraden bald einen Kreis von Gesinnungsgenossen, welche sich enger an ihn anschlossen und knüpfte Beziehungen an zu litterarisch hervorragenden Männern. Zu diesen zählte der als Meister des Versmaßes und angeblicher Verbesserer fremder Dichtungen bewunderte, von ihm schon früher verehrte lyrische Dichter Ramler, zu welchem er bald in ein freundschaftliches Verhältniß trat, und dessen Dichtungen er zum Vorbilde für eigene kleine poetische Arbeiten nahm.[1] Auch den Popular-Philosophen Moses Mendelssohn, die mehr durch ihre mitleiderregende Lebensgeschichte als dichterische Leistungen bekannt gewordene Naturdichterin Anna Louise Karsch und den späteren Schauspieler Großmann lernte er kennen, während der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin ihm die literarischen Neuigkeiten zugänglich machte.

Mit seinem schon im folgenden Jahre nach Berlin übergesiedelten Freunde Gilbert unterhielt er regen Verkehr und trat durch dessen Vermittelung mit Boie,

[1] Von dieser Vorliebe zu Ramler kam er in späteren Jahren gründlich zurück. Vgl. Düntzer, Von und an Herder Bd. III S. 197; Adrastea, herausg. von Herder, Bd. 5 Stück 2 S. 261.

dem Herausgeber des 1770 ins Leben gerufenen Göttinger Musenalmanachs und durch Boie mit dem damals als Lyriker bekannten Dichter Blum, einem sklavischen Nachbeter des Horaz, in Beziehung. Auch mit „Vater Gleim", welcher ihn als „zweiten Kleist" betrachtete und mit seinem Freunde Johann Georg Jacobi bekannt machte, während er selbst über Gleim äußerst abfällig urtheilte, und mit anderen Vertretern und Freunden deutscher Litteratur unterhielt er persönlichen und brieflichen Verkehr. Zugleich bildete er sein eigenes dichterisches Talent weiter aus und versuchte sich in kleinen Oden und Liedern sowie anderen poetischen Erzeugnissen, z. B. einem Prologe und Epiloge für das Privattheater des Kronprinzen, welche er mit den Dichtungen der Freunde austauschte und zum Theil in Boies Almanach ohne Namensunterschrift oder nur mit v. K. unterzeichnet veröffentlichte. Ebenso suchte er andere Talente zu fördern. Das Gedicht „Die Mädcheninsel" vom Pfarrer Joh. Niclas Götz, welches Anfang der 1770er Jahre in der Schmidschen Anthologie erschienen war, brachte er zur Kenntniß größerer Kreise, indem er es auf seine Kosten mit lateinischen Lettern besonders drucken ließ. So kam es auch dem Könige zu Gesicht und man nahm lange Zeit an, daß der einzige Lobspruch, welchen dieser in seiner Schrift „de la littérature allemande" einem deutschen Gedichte zu Theil werden ließ, der Mädcheninsel gegolten habe. Diese irrige Annahme beruht indessen auf

Knebels im Jahre 1803, mithin gegen dreißig Jahre ſpäter in der Adraſtea gemachten Mittheilung, er ſei nach allen Umſtänden verſichert, das vom Könige gelobte Gedicht ſei das Götziſche geweſen.[1]

Dieſer lediglich perſönlichen Anſicht Knebels ſteht aber der ſeichte Gegenſtand des Gedichts entgegen und es iſt viel wahrſcheinlicher, daß des Königs Lob das Gedicht des Regierungs-Präſidenten von Derſchau über die im Jahre 1751 zu Emden errichtete Oſtindiſche Handels-Kompagnie betrifft, für welche Friedrich II. großes Intereſſe hatte.

Knebels Bemühungen ferner für die Entlaſſung des als Gemeiner dienenden Naturdichters Raufeyſen vom Militairdienſt geben ſchönſtes Zeugniß ſeiner Menſchenfreundlichkeit. Neben eigenen Dichtungen übte er ſich in Ueberſetzungen namentlich aus dem über Alles geliebten Horaz und aus Virgil und manche Freude und Förderung gab der wechſelſeitige Tauſch der Geiſtesfrüchte mit den Freunden.

Als eine verheirathete Dame Madame K[och?] in Berlin eine heftige Neigung zu ihm gefaßt hatte, erfüllte auch die Liebe wiederum ſein jugendliches Herz, und es koſtete ihm nicht geringe Kämpfe, das unnatürliche Verhältniß nicht die Herrſchaft über ſich gewinnen zu laſſen. „Ich ſelbſt, ich darf Dir von mir nichts ſagen“, ſchreibt er am 8. November 1770 dem getreuen

[1] Archiv für deutſche Litteraturgeſchichte Bd. 11 S. 354 ff., vgl. Düntzer, Von und an Herder, Bd. III S. 232.

Gilbert, „mein Herz ist unruhig, unruhig, wie die Wogen des Meeres. Kannst Du die Krankheit meiner Seele heilen? O, sei dieser gütige Arzt! Aber es ist schwer, eine Krankheit zu heilen, deren Grund so verborgen und so tief in den Fäserchen unseres Herzens liegt!“

Aber getreu dem in sein Tagebuch geschriebenen Grundsatze „virtutem te mihi proposui“ ging er siegreich aus dieser Anfechtung hervor.

Fand er auf solche Weise zwar mancherlei Gelegenheit, sich seinen poetischen und litterarischen Lieblingsbeschäftigungen hinzugeben, so fühlte er sich doch bald durch die dienstliche Thätigkeit mehr als wünschenswerth beschränkt. Schon im zweiten Jahre klagt er dem Freunde Gilbert, daß ihm seine Geschäfte in hohem Maße „von dem Umgange der Musen zerstreuen, da sie obwohl sie eigentlich nichts sind, doch diejenige Zusammenfassung der Seele, welche zu jeder Wissenschaft gehört, mehr hindern, als die entferntesten Studien“. Dieses Mißbehagen steigerte sich im Laufe der Jahre, und er erkannte wiederum, daß der gewählte Beruf nicht der rechte sei, das Soldatenleben ihm keine Befriedigung gewähren könne, da die angeborene Neigung zu beschaulicher Selbstbetrachtung und zum Umgange mit „den Musen“ immer mehr die Oberhand gewann. „Die Beschäftigung mit uns selbst“, schreibt er im November 1770 an Gilbert, „nützt, und nützt unendlich. Sie soll daher, so lange

ich in dieſem Stande bin, da ich der Welt ohnehin nicht viel nützen kann, meine Hauptbeſchäftigung bleiben. Ich habe mir in dieſer Idee vor einigen Tagen ein Journal oder Tagebuch meines Lebens gemacht, worin ich mir Alles, was in meiner Seele vorgeht, aufzeichne und keinen Tag vorbeilaſſe, ohne mir etwas davon geſagt zu haben. Ich hoffe noch gute Früchte daraus zu ziehen. Es ſoll der Cenſor meines Lebens werden. Die Redlichkeit und Unparteilichkeit habe ich mir ſelbſt — ſoviel man dies kann — zugeſchworen".

Mit dem Hange zur ſtillen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung ſtieg der Widerwille gegen ſeinen Beruf immer mehr: ein „muſenloſes Leben" kam ihm ganz betrübt vor, und „ihnen alle Tage deſſelben weihen zu können, als das ſüßeſte Loos". Dieſem ſeinem Ideal entſprach die Wirklichkeit gar nicht, das dienſtliche Leben floß in ſtrenger Regelmäßigkeit einförmig dahin, die Offiziere lebten, wie er mittheilt, „in dumpfer Bewunderung und Furcht vor dem König, welcher eigentlich von Niemand geliebt wurde, als von denen ſeiner Unterthanen, denen er wohlthat und die ihn nicht kannten, die übrigen fürchteten ihn meiſt nur. Den Geiſt ſeiner Liebe trug er meiſt nur auf ſeine Hündchen über".

Ein fröhliches flottes Offiziersleben gab es in Potsdam nicht. Tugend und Frömmigkeit war die Loſung. Statt „auf Ehre" wurde „auf Tugend" geſchworen, in den Wachtſtuben lagen allerlei moraliſche

Schriften umher; in der Kirche wurde von den Offizieren die Predigt nachgeschrieben und den wachthabenden Kameraden mitgetheilt; auf der Parade bildete die letzte Predigt das Gesprächsthema. Diese frommen Bestrebungen unterstützte Knebel, besonders im Anfang seines Soldatenlebens lebhaft und bemühte sich als eifrigster Verfechter der Tugend und Frömmigkeit, die Religiosität unter seinen Kameraden zu verbreiten. Ueber einen von ihnen, welcher alles auf Religion Bezügliche zu verlachen pflegte, erfocht er sogar einen derartigen Sieg, daß Jener durch Handschlag versprach, nie wieder über religiöse Dinge zu spotten, und Wort hielt.

Allein diese noch aus den Jünglingsjahren nachwirkende strenge Religiosität scheint im Laufe der Jahre abgenommen zu haben. Jedenfalls konnte ihm die frömmelnde Richtung nicht über das drückende Gefühl hinweghelfen, daß er seinen Beruf im Militairdienst nicht gefunden habe, und immer mächtiger wuchs die Sehnsucht, sich der drückenden Fesseln der „blauen Sklaven" zu entledigen, bei welchen er „immer rechts und links kommandiren und zwei Mal die Woche Thorwächter sein mußte".

„Ich fange meist, schreibt er am 29. April 1772 an Boie, den ganzen Tag Grillen und unter diesen Grillen kommt denn auch eine poetische — und diese giebt mir Stoff, ein paar Zeilen aufzuschreiben — um über diese Zeilen wieder Grillen zu fangen. So grillt

ſich das Leben fort. Werd' ich nie leben? doch was heißt Leben und in dieſem Stande!"

Da endlich auch ſeine Hoffnungen auf ſchnelle Beförderung fehl ſchlugen, und er ſeinen zu beſtändigen hämorrhoidaliſchen Zufällen neigenden Körper den Strapazen des Militairdienſtes auf die Dauer nicht für gewachſen hielt, bat er nach kaum neunjähriger Dienſtzeit um den Abſchied, ohne eine beſtimmte Abſicht für die Zukunft gefaßt zu haben. Er wollte, nachdem ein Plan auf eine Anſtellung in Berlin nicht zu Stande gekommen war, ruhig und als Menſch leben, ſich in ſich verſchließen und einen Winkel der Erde beziehen, wo er frei ſein könne, um der ſtillen Weisheit alle Tage zu weihen, denn bisher habe er von dem Leben noch ſehr wenig genoſſen.

Die Abſchiedsbewilligung ſtieß indeſſen auf Schwierigkeiten, und erſt auf perſönliche Verwendung ſeines Gönners, des Prinzen von Preußen, wurde er im Juli 1773 als Lieutenant von der Armee aus dem Preußiſchen Dienſte entlaſſen. Seine Bitte um Verleihung des Kapitainstitels hatte der König abgelehnt, weil er keine Schlachten mitgekämpft habe.

Drittes Kapitel.

Knebel beabsichtigte auf seiner Rückreise nach der Heimath Weimar zu besuchen, um den damals im Mittelpunkt der litterarischen Bewegung stehenden Wieland kennen zu lernen, welcher wegen seines Buches „Der goldene Spiegel" seit dem Vorjahre als Erzieher der Herzoglichen Prinzen dorthin berufen war.

Gleich einem dem Käfige entschlüpften Vogel eilte er im September 1773 von Potsdam nach Weimar, wohin ihn der Prinz von Preußen an die Herzogin-Wittwe Anna Amalia brieflich empfohlen hatte, während er ihm daneben in eigenhändigem Schreiben versicherte, er könne jederzeit wieder in Preußische Dienste treten, wenn es ihm anderwärts nicht gefalle. Auch Knebels Potsdamer und Berliner Freunde gaben ihm Empfehlungsbriefe nach Weimar mit, so an Wieland, Musaeus, den Komponisten Schweitzer, den Schauspieler Ekhof und Andere.

Diese Empfehlungen unterstützte Knebels eigene stattliche Erscheinung, um einen durchaus günstigen Eindruck in dem musenfreundlichen Städtchen hervor-

zurufen, so daß der neunundzwanzigjährige hochgewachsene junge Mann, dessen zuvorkommendes mit vornehmem militairischen Anstande gepaartes Wesen sympathisch berührte, sehr freundlich empfangen wurde.

„Sie haben mich", schreibt Bertuch im Oktober 1773 an Weiße, „in dem Baron von Knebel mit einem recht angenehmen Manne bekannt gemacht. Er hat ein vortreffliches Herz, viel Kopf und Wissenschaften, die man sonst nicht gewohnt ist, unter einem Preußischen blauen Rocke zu suchen. Fast täglich waren wir beisammen und Ihnen danke ich die angenehmen Stunden, so ich mit ihm genoß."

Auch die geistvolle Herzogin Wittwe Anna Amalia fand an dem edeldenkenden, reiner Geistesbildung zustrebenden jungen Manne aufrichtiges Wohlgefallen, welches ihr staatsmännischer Berather, der kluge und pflichttreue Minister, Geheimrath von Fritsch, völlig theilte. Beiden kam Knebel wie gerufen, da gerade jetzt das Bedürfniß hervorgetreten war, dem jüngeren sechszehnjährigen Prinzen Constantin, welcher die militairische Laufbahn einschlagen wollte, einen besonderen Erzieher zu geben. Hierfür erschien der Graf Görtz nicht geeignet, denn der Prinz bedurfte nach Ansicht von Fritsch eines Gouverneurs „sehr verschieden vom bisherigen, der, selbst Soldat, alle erforderlichen Eigenschaften besäße, um ihm einen jungen Prinzen anvertrauen zu können". Solchen Mann erblickte Fritsch in Knebel, dem, wie es hieß, der Prinz von Preußen

dereinſt ſeine Kinder zur Erziehung anvertrauen wollte, und ließ ihm unter der Hand den Eintritt in Weimariſche Dienſte nahe legen. Dieſer verließ nach vierzehntägigem Aufenthalt das gaſtliche Weimar, wo es ihm ſehr gefallen hatte, ohne mit Fritſch in unmittelbare Verbindung zu treten. Auf ſeine briefliche Anfrage verſicherte er ihm von Nürnberg aus am 19. Februar 1774, es ſei der ſehnlichſte Wunſch ſeines durch verſchiedene Zufälle des Lebens geprüften Herzens, unter ſolcher Anführung wie der von Fritſch einige Jahre ſeines Lebens fortzuſetzen. Letzterer machte ihm nunmehr das beſtimmte Angebot, des Prinzen Erziehung zu übernehmen und die Zeit, bis er als Erzieher der Kinder des Prinzen von Preußen gebraucht werde, in Weimar zuzubringen. Knebel erwiderte in längerem Schreiben, welches ſeine ganze Offenheit und Beſcheidenheit, aber auch das ihm eigenthümliche Mißtrauen in die eigene Kraft darthut: So ſehr ihn auch der Gedanke, in Weimar zu leben und Fritſch als Führer, Vater und Gönner bewundern zu können, entzückt, ſo wenig glaubt er ſich der Aufgabe gewachſen, Führer eines ihn ſelbſt vielleicht in hundert Kenntniſſen übertreffenden Fürſten zu werden, der ſich bisher immer in der Geſellſchaft großer einſichtsvoller und witziger Männer befunden habe, mit deren Verdienſt ſeines ſich auf keine Weiſe vergleichen laſſe. Vielmehr würden ihm alle ſeine Schwächen und Unvollkommenheiten bewußt. Auch habe er es hinſichtlich

der subalternen Wissenschaften bei einer angeborenen Vorliebe bewenden lassen müssen. „Sollte es indessen", fährt er fort, „vorzüglich darauf ankommen, das Herz eines Prinzen zu bilden, ihn von den Fehltritten und Leidenschaften seines Alters abzuhalten und zu warnen, Neigungen der Güte, der Rechtschaffenheit und der Ehre in ihm zu bestärken und zu erwecken, so möchte ich kühn genug sein zu sagen, daß dieses das Studium und Geschäfte meines meisten Lebens gewesen seye." Er erbietet sich, gegen eine Vergütung von 800 Thalern auf ein Jahr zur Probe als Gesellschafter des Prinzen in Weimar zu leben und bittet, Geduld mit ihm zu haben und ihn zugleich, zumalen bei einiger natürlichen Furchtsamkeit seines Temperaments und einiger daher entspringenden Abneigung vor dem Hofe in Schutz zu nehmen.

Freundlich warnte ihn Fritsch vor übertriebener Bescheidenheit. Wenn, was er sage, wirklich das Studium seines meisten Lebens gewesen sei, so sei er ja eben der Mann, den man brauche und er möge darum seine Rückkehr nach Weimar beschleunigen.

Knebel kehrte im Juli 1774 nach Weimar zurück, nachdem er nochmals seinen Zweifel ausgesprochen, ob er die auf ihn gesetzten Erwartungen werde erfüllen können, sich jedoch in dem Gedanken getröstet hatte, daß er „auf Tugend und Rechtschaffenheit die Stütze seines Lebens gebaut habe", und diese ihn unterstützen würden. Aber er konnte sich mit seinem Anstellungs-

dekret vom 29. Juli nicht einverstanden erklären: Den Satz, daß er den Prinzen bloß in den zum Militair erforderlichen und auf dessen künftige Bestimmung sich beziehenden Wissenschaften unterrichten sollte, wollte er dahin geändert haben, daß er den Prinzen zu künftiger militairischer Bestimmung vorzubereiten habe. Diesen seinen Wunsch theilte er dem im Bade abwesenden Fritsch mit und reiste ab nach Ansbach, um hier so lange zu bleiben, bis die Anstellungsbedingungen seinen Wünschen entsprechen würden. Fritsch fand bei der Heimkehr eine anscheinend vom Grafen Görtz herrührende Agitation gegen Knebels Anstellung vor. Graf Görtz, bisher alleiniger Erzieher des Prinzen, war mit Knebels Eintritt in den Weimarischen Hofdienst nicht einverstanden, und es gingen über diesen allerlei Verdächtigungen und Verläumdungen im Schwange. Fritsch suchte seinen Schützling zu beruhigen, doch gelang es ihm nicht völlig, da er kurz vor der Abreise nach Weimar am 19. September wiederum des Ministers Schutz gegen die Anfeindungen erbat. Selbst bei der Rückkehr Anfangs Oktober fand Knebel die Lage in Weimar so unbehaglich, daß er die Verhandlungen für abgebrochen erklärte, obwohl sein Anstellungsdekret bereits vollzogen war.

Aber Fritsch und die Herzogin hatten ihn bereits schätzen gelernt und ersuchten ihn, die Bedingungen seines Eintritts zu nennen. Endlich gelang die Einigung, das Anstellungsdekret erhielt die gewünschte

Fassung, und er wurde mit dem Charakter eines Hauptmannes am 13. Oktober 1774 dem Prinzen Constantin als Gouverneur vorgestellt.

Die Aufregung seinetwegen war eine ziemlich hochgradige gewesen, der Bürgerkrieg (guerre intestine), schrieb die Herzogin an diesem Tage an Fritsch, sei glücklich beendet. Am 18. Oktober endlich wurde er vereidigt und erhielt neben dem Hauptmannscharakter ein Jahrgehalt von 1000 Thalern mit der Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von 600 Thalern.

Die Annahme dieses Dienstes trotz der vielen Widerwärtigkeiten und seiner Scheu vor dem Hofleben erklärt sich durch die für seine Lage sehr günstigen ihm bewilligten Anstellungsbedingungen, denn er war ohne Aussicht auf eine andere mit Erwerb verbundene Lebensstellung und hätte — selbst mittellos — von dem geringen väterlichen Zuschusse nicht lange leben können. Auch seine litterarischen und dichterischen Bestrebungen zogen ihn nach dem gerade im Beginne seiner Glanzperiode stehenden Weimarischen Musenhofe.

Unter dem Schutze und der Anregung der feingebildeten, hochsinnigen Herzogin Amalia, welche regstes geistiges Interesse, guten Geschmack, Lernbegierde und klassische Bildung mit Wohlwollen und körperlicher Anmuth verband, regte sich hier ein litterarisches Streben, recht wie geschaffen für Knebels dichterisch angelegtes Gemüth. Und wie für ihn selbst, so wurde für Weimars geistiges Leben Knebels Uebersiedelung bedeutungsvoll,

da durch seine Vermittelung Goethe den Weg nach Weimar fand. Im Dezember 1774 begleiteten Prinz Constantin und Knebel den Erbprinzen Carl August auf seiner Reise nach Carlsruhe zur Brautwerbung um die dort weilende Prinzessin Louise von Darmstadt.

Auf der Durchreise in Frankfurt am Main ergriff Knebel am 11. Dezember die Gelegenheit, den als Dichter des „Götz" und „Werther" bereits berühmt gewordenen Dr. Goethe kennen zu lernen, welcher hierüber in „Dichtung und Wahrheit"[1] Folgendes schreibt: „Als ich nun einst bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß — so trat ein wohlgebildeter, schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi[2] hielt, bald aber, meinen Irrthum erkennend, als einen Fremden begrüßte. An seinem freien anständigen Betragen war eine gewisse militairische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung entnahm ich, daß er im Preußischen Dienste bei einem längeren Aufenthalt in Berlin und Potsdam mit den dortigen Literatoren und der deutschen

[1] Vgl. Th. III Buch XV.

[2] Vgl. Knebel an Bertuch vom 23. Dezember 1774: „den ältesten Jacobi liebt er über Alles. Er thut mir sogar die Ehre an, außerordentliche Aehnlichkeit mit ihm bei mir zu finden"; und an seine Schwester Henriette vom 23. September 1784: „Du mußt wissen, daß man von letzterem (Jacobi) sagt, daß wir uns wie Zwillingsbrüder glichen."

Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramlern hatte er sich vorzüglich gehalten und dessen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen."

Außer durch seine litterarischen Kenntnisse zog aber Knebel Goethes Aufmerksamkeit auch als Begleiter der Weimarischen Prinzen auf sich, da Goethe über das Leben in Weimar bereits viel Anziehendes gehört hatte und von lebhaftem Interesse für die dortigen Verhältnisse erfüllt war. Als Goethe den Wunsch äußerte, mit letzteren näher bekannt zu werden, erwiderte Knebel, daß nichts leichter als dieses sei, da die in Frankfurt anwesenden Prinzen Goethes Bekanntschaft zu machen wünschten. Goethe erklärte sich sogleich bereit, den Prinzen seine Aufwartung zu machen, führte Knebel bei seinen Eltern ein und ließ sich durch ihn den Prinzen vorstellen. Diese empfingen Goethe, wie er mittheilt, „sehr frei und freundlich" und fanden alsbald einen solchen Gefallen an ihm, daß sie ihn einluden, ihnen nach Mainz zu folgen. Aber auch auf Knebel machte der feurige Dichterjüngling, welcher „die Manuskripte aus allen Ecken hervorzog", einen gewaltigen Eindruck, wie aus einem folgenden Tages an seine Schwester Henriette geschriebenen Briefe hervorgeht. Während nämlich die Prinzen nach Mainz weiterreisten, blieb Knebel den nächsten Tag noch in Frankfurt, um Goethe, „den besten aller Menschen, zu genießen", und legte hier

den Grund zu seinem siebenundfünfzigjährigen Freundschaftsbunde mit Goethe, dessen Persönlichkeit geradezu verwirrend auf ihn wirkte. Nachdem er den ersten angefangenen Brief verbrannt, ist er außer Stande, den zum zweiten Male begonnenen Brief zu beendigen, so daß Goethe, ohne Henriette zu kennen, den Brief weiter schreibt, ihr versichert, ihr Bruder sei recht leidlich, und sie bittet, ihm zu vergelten, was Knebel an ihm gethan, worauf Knebel mit den Worten schließt, daß der Verfasser des jungen Werther der liebenswürdigste Mensch auf der Welt sei.

Aehnlich begeistert äußerte sich Knebel augenscheinlich gegen Wieland, denn dieser erwidert ihm bereits in einem Schreiben vom 24. Dezember: der außerordentliche Eindruck, welchen Goethes Bekanntschaft auf ihn gemacht, sei eine Folge von Knebels ausgezeichnetem Herzen und einer gewissen liebenswürdigen übergroßen Erregbarkeit.[1] Ebenso ist Knebels Brief aus Carlsruhe vom 23. Dezember an Bertuch[2] von höchstem Interesse nicht nur bezüglich des von Goethe empfangenen Eindrucks, in dem er seine Begegnung mit ihm als eine der außerordentlichsten Erscheinungen seines

[1] Der Brief befindet sich in Knebels handschriftlichem Nachlasse, abgedruckt in einer von Dr. Gaedertz herausgegebenen Sammlung Knebelscher Briefe 1890 Nr. 1: „l'effet extraordinaire que la reconnaissance personelle de Goethe a fait sur vous, est une suite de l'excellence de votre coeur et d'une espèce de sensibilité aimable jusqu'au dans ses exces."

[2] Deutsche Rundschau 1877, S. 517 ff.

Lebens bezeichnet, sondern auch für die Charakteristik des jungen Goethe, welchen er den „allereigensten Menschen“ nennt, der vielleicht nur gewesen, einen „Buben, kampfluſtig, mit dem Geiſt eines Athleten“, dem der Meinungskampf mit den erleſenſten Geiſtern der Zeit Lebensbedürfniß war. Nach einem in anziehendſter Weiſe in Frankfurt durchlebten Tage fuhren die neuen Freunde nach Mainz und brachten in Geſellſchaft der Prinzen einige Tage zu, worauf Goethe nach Frankfurt zurückkehrte und die Reiſenden ihren Weg nach Carlsruhe fortſetzten.

Der dortige Aufenthalt geſtaltete ſich ſehr angenehm. Knebel lernte den berühmten, wegen ſeiner Dichtungen bereits von ihm verehrten Klopſtock kennen und wurde vom Markgrafen Carl Friedrich von Baden beſonders ausgezeichnet, indem dieſer ihn zur Familientafel zog, ſich von ihm aus Klopſtocks Werken vorleſen[1] und auf Spaziergängen begleiten ließ.

Während dieſes ſechswöchentlichen Aufenthalts faßte Knebel eine ſchnell aufkeimende Neigung zur Hofdame Fräulein von Rathſamhauſen, an welcher er, ſoweit erſichtlich, bis zum Jahre 1781 feſthielt, wo er dem Prinzen Conſtantin einen Brief an ſie mitgab.[2]

---

[1] Knebel hatte ſich ſchon als Kind bei den häuslichen Andachten im Vaterhauſe im Vorleſen geübt, und beſaß eine wohllautende, zum Vorleſen beſonders geeignete kräftige Stimme.

[2] Vgl. auch Düntzer, Zur deutſchen Literatur und Geſchichte, Bd. I Nr. 36; ſie verheirathete ſich ſpäter anderweitig, vgl. Düntzer, Von und an Herder III, 194.

Der von Goethe empfangene Eindruck war ein so nachhaltiger, daß Knebel trotz der Zerstreuungen des Hoflebens von Carlsruhe aus ihm einen Brief schrieb, welchen dieser am 28. Dezember empfing, als er gerade an Knebel schrieb. Beide hatten gleichzeitig das Bedürfniß gefühlt, den soeben angeknüpften persönlichen Verkehr brieflich fortzusetzen. Mit diesem Briefe Knebels beginnt der interessante durch 57 Jahre fortgesetzte Goethe-Knebelsche Briefwechsel.[1]

In Straßburg, wo die Reisenden wieder einige Zeit Aufenthalt nahmen, war Knebel von dem Zwitterwesen, der Nachäffung französischer Sitten wenig erbaut. Er vermittelte die Bekanntschaft der Prinzen mit einigen litterarisch bekannten Männern, wie dem Dichter Lenz und dem mit Goethe aus der Studentenzeit befreundeten Aktuarius Salzmann. Goethes Schwager, Johann Georg Schlosser, damals Oberamtmann in Emmendingen, lernte er ebenfalls kennen.

So interessant die zahlreichen neuen Erlebnisse waren, so fehlte es für Knebel auch an Unannehmlichkeiten nicht. Denn der ebenfalls im Gefolge des Prinzen befindliche Graf Görtz setzte, wie Knebel später an Henriette schrieb, seine Intriguen gegen ihn auf der ganzen Reise fort, indem er sich bemühte, ihn an jedem von den Reisenden besuchten Hofe und Orte

[1] Von Knebels Briefen an Goethe ist meines Wissens nur ein einziger vom 31. October 1790 — vgl. unten — aus der Zeit vor 1793 erhalten geblieben.

„durch irgend einen Anhang auf das Boshafteſte zu widerrufen", während er zu ihm ſelbſt ſehr freundlich war.

Dazu kam, daß ſich ſein Verhältniß zum Prinzen wenig erfreulich geſtaltete, ſo daß er bereits an deſſen Löſung dachte und dem Grafen Görtz erklärte, wenn der Prinz kein Zutrauen zu ihm haben könnte, werde er ſeine Stellung aufgeben. Auf dieſe Erklärung hin, ſchreibt Knebel am 28. Januar 1775 aus Straßburg an Fritſch, habe Graf Görtz dem Prinzen eine ſehr ſtarke Lektion ertheilt, welcher jetzt auch ſehr viel Zutrauen und Liebe zeige. Auch er liebe den Prinzen von ganzem Herzen, doch nur ſoweit, als er die Hoffnung habe, daß er gut werden dürfte, denn ihn gut zu machen, ſei ſeine einzige Abſicht. Zu dieſer Wendung in des Prinzen Betragen trug anſcheinend auch ein Schreiben ſeiner Mutter bei, welche Knebel am 9. Februar benachrichtigt, daß ſie dem Prinzen, über deſſen peu d'application à se vouloir former dans les choses solides ſie informirt ſei, einen Brief geſchrieben habe, welcher hoffentlich den gewünſchten Erfolg haben werde, während ſie gleichzeitig Knebel zur Geduld ermahnt. Das Verhältniß zwiſchen beiden muß jetzt auch ein beſſeres geworden ſein, da die Herzogin am 30. April gegen Knebel ihre Freude über das von dieſem dem Prinzen ertheilte günſtige Zeugniß äußert.

In Paris, von deſſen Sehenswürdigkeiten Knebel während eines längeren Aufenthaltes mit großem Inter-

esse Kenntniß nahm, gefiel ihm das zuvorkommende Wesen der Franzosen ausgezeichnet. „Man mag sagen, was man will, aber die Franzosen sind angenehme und gefällige Leute. Diese Urbanität findet man wohl nirgends“ schreibt er in einem Bruchstück zu seiner Selbstbiographie, und während dieser Zeit sog er wohl jene Vorliebe für das Franzosenthum, jene Begeiste- für die französische Revolution und den „großen Buona- parte“ ein, durch welche er als Deutscher später sich nicht eben vortheilhaft auszeichnete und vielfach Anstoß erregte. Er lernte hier den Encyklopädisten Diderot und den gelehrten Villoison kennen, welch Letzterer sich bald freundschaftlich an ihn anschloß, während ihm der von Potsdam her befreundete Senator Cacault „viele ausgezeichnete Höflichkeit erwies“ und seine Be- kanntschaft mit François de Neufchâteau und ande- ren jungen Männern vermittelte, welche später in der großen Revolution hervortraten und ihm schon damals ihre Ideen von bürgerlicher Freiheit vortrugen, ohne daß er sie verstand.

Die im Frühjahr 1775 angetretene Rückreise legte Knebel bis kurz vor Straßburg zu Pferde zurück und traf im Juni wieder in Weimar ein.

Viertes Kapitel.

Im November 1775 kam Goethe auf Einladung des nunmehrigen Herzogs Carl August nach Weimar. „Wie ein Stern, der sich eine Zeit lang in Wolken und Nebel verborgen hat, ging er auf", und es begann die s. g. Geniewirthschaft, deren Excentricitäten, wie Knebel berichtet, den Hof nach außen nicht in den besten Ruf setzten, und an welchen Knebel, dessen ernste, mehr die Ruhe liebende Natur an den übermüthigen Streichen des genialen Freundespaares keinen Geschmack fand, sich nur insoweit betheiligte, als es nicht zu vermeiden war, während er gelegentlich mit seinem Tadel über das wilde Treiben nicht zurückhielt.[1] Auf den Jagdausflügen aber, besonders nach Ilmenau mußte er den Herzog begleiten, obwohl er selbst die

[1] Hofrath Albrecht, des Prinzen Constantin Mathematiklehrer, schreibt z. B. am 12. April 1777 an Knebel aus Rom, wohin er auch ihn herbeiwünschte: „Es ist wahr, auch hier würden Sie wettern auf den Pabst, die Monsignors und Alles was heilig ist. Aber das Wettern würde Ihnen und uns Allen besser bekommen".

Jagd nicht ausübte, vielmehr einmal nach einer Bemerkung in seinem Reisetagebuche über eine im Jahre 1777 in Begleitung des Herzogs ausgeführte Jagdreise „einem Rehböckchen durchs Zeug half". Aus diesem Tagebuche ergiebt sich auch, daß Wielands Vorwurf, Knebel habe einen hervorstechenden Zug zur Grausamkeit, ungerecht ist. Knebel lobt den Herzog wegen seiner Vorsicht im Schießen und weil er die Jagd auf eine ihm zusagende Art ausübe „bis auf das Hessen und Flechsen an den Hirschen, welches mir unausstehlich ist. Kurios ist es mit der großen Vorsichtigkeit für die Unbeschädigung der Menschen die Grausamkeit gegen Thiere zu reimen. Wer nicht Respekt gegen lebendig organisirte Körper hat, dem kann mit einer kleinen Wendung der Bauer soviel gelten als der Hirsch. Alles kommt auf die Prinzipien an. Wenn ich aufgehört habe, mich im Thier zu fühlen, aus bloßer Lust für Jagd, ohne Bedürfniß, wie leicht kann ein dringendes Bedürfniß der Leidenschaft kommen, welches macht, daß ich aufhöre, mich in einer Art Menschen zu fühlen, die vielleicht entfernter von mir sind als die Hirsche".[1]

Goethes bekanntes Gedicht „Ilmenau, den 3. September 1783" schildert die Scene nach einer solchen

[1] Für Knebels Mitgefühl für Thiere sprechen auch die Worte der Charlotte von Ahlefeldt in einem Briefe vom 19. März 1825 „daß Sie Sich der armen nothleidenden Vögelchen annehmen, lohne Ihnen der Himmel".

Jagd, wo unter den Jagdgenossen nach Goethes eigener Angabe[1] Knebel in den Versen aufgeführt ist:

„Wie nennt Ihr ihn, wer ist's der dort gebückt" u. s. w.,

doch bezieht sich das Gedicht auf eine mehrere Jahre rückwärts liegende Zeit.

Um dem bewegten Treiben in Weimar ferner zu sein, zog sich Knebel mit dem Prinzen auf das dreiviertel Stunden von Weimar gelegene Herzogliche Kammergut Tiefurt zurück, welches er nach Herders Ausdruck im Luftsprunge in ein Horazisches Tibur umschuf, indem er den Pächter aus dem ländlichen Wohnhause vertrieb, „die Bauergehege hinwegriß" und den Buchenhain längs der vorbeiströmenden Ilm in einen Park umwandelte, so daß ein höchst angenehmer Wohnsitz entstand, ein ländliches Idyll, dessen Anmuth noch heute auf Einheimische und Fremde einen ganz besonderen Reiz ausübt. Wenngleich der Tiefurter Park durch spätere Anlagen der Herzogin Amalia bedeutend verschönt wurde, so bleibt doch Knebel das Verdienst, diesen lieblichen Ruhesitz geschaffen zu haben.

Tiefurt wurde bald ein Sammelpunkt Weimarer Geselligkeit: die Herzogin Amalia, das Herzogliche Paar, Goethe, Wieland und Herder waren häufige

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe, III. 267: „Knebel, dem schon damals die Tabackspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging". — „Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet."

Gäſte. Auch die übrigen, dem Hofe angehörenden oder naheſtehenden Perſonen, wie der Komponiſt und Opernbichter Kammerherr von Seckendorff, der liebenswürdige, zerſtreute, muſikaliſch begabte Hofmann Kammerherr von Einſiedel und ein Kreis anmuthiger Damen, wie Frau Charlotte von Stein, Frau von Schardt, Frau von Werthern, Frau von Staff, Fräulein Waldner, die witzige Hofdame der Herzogin Mutter Fräulein von Göchhauſen, gewöhnlich Tusnelde genannt, verkehrten häufig in Tiefurt. Mit allen ſtand Knebel auf freundſchaftlichem Fuße und ſuchte aufs beſte für ihre Unterhaltung zu ſorgen. Den von ihm an einer ſchönen Stelle über der Ilm erbauten Tanzſaal riß zwar ein Gewitterregen fort, aber es wurden Schmauſereien, Bälle, Feuerwerke und im Winter Schlittenparthien veranſtaltet. In der ſ. g. Mooshütte an der Ilm gelangten von Goethe für den Hof gedichtete Theaterſtücke zur Darſtellung, und überhaupt wurde, wie Herder erzählt, des Prinzen Hofſtaat von Knebel ſehr liberal geführt: „wöchentlich fand mehrmals offene Tafel ſtatt und mit dem Gelde des Prinzen reichte Knebel niemals aus“. Auch auswärtige Bekannte ſtatteten Beſuche ab, z. B. im Sommer 1777 Vater Gleim.

Prinz Conſtantin führte mehr ein zurückgezogenes Leben. Von ſchwächlichem Körperbau — ſein Vater war an der Schwindſucht verſtorben — erhielt er ſich durch ruhiges Leben und große Mäßigkeit im Eſſen

und Trinken; seine Beschäftigung bildete Lektüre und hauptsächlich Musik. In ein näheres Verhältniß zu ihm trat Knebel, welcher sich seiner kalten unzuverlässigen Natur vergeblich zu nähern suchte, jedoch nicht. Wie wenig es ihm nach fünfjährigem Zusammenleben gelungen war, die Sympathien seines Zöglings zu erwerben, zeigte sich, als der Prinz im Jahre 1780 eine größere Reise durch Europa zu unternehmen beschloß, und nicht, wie es natürlich erschien, Knebel, sondern den Hofrath Albrecht zum Reisebegleiter wählte. Ueber diese Zurücksetzung fühlte Knebel sich tief verstimmt, obgleich er nach eigener Angabe „seiner Aufwartedienste bei dem Prinzen schon ziemlich müde war und sich willig darein gegeben hatte, auf seinen Antheil an den Prinzen zu verzichten". Goethe und Frau von Stein suchten ihn zu beschwichtigen und riethen ihm Erheiterung durch eine Reise an, da er in der That einer geistigen Auffrischung bedurfte. Die baldige Lösung des ihn innerlich nicht befriedigenden Verhältnisses zu seinem Zögling stand bevor und er selbst sah sich, 36 Jahre alt, vor einem neuen Lebensabschnitte, unwissend, wohin er seine Schritte lenken sollte. Der Abschied von Weimar würde ihm, wenn ihm auch Manches mißfiel, sehr schwer geworden sein, da sich die dortigen Verhältnisse für ihn sehr günstig gestaltet hatten. Knebel war, obwohl er in den Hofkreisen keine Führerrolle spielte, wozu es ihm an Neigung und Fähigkeit gebrach, wegen seines durch und durch

ehrlichen und rechtschaffenen Charakters, gutmüthiger Freundlichkeit und Gefälligkeit, lebendigen Theilnahme an Wissenschaft, Kunst und Poesie doch so allgemein beliebt, daß ihm Eigenheiten und Wunderlichkeiten, seine leicht aufwallende Heftigkeit, die Empfindlichkeit, welche ihn sich oft ohne Grund gekränkt fühlen ließ und aus welcher er sich den Kreisen der Freunde entzog, gern verziehen wurden. Wußte man doch, daß der plötzlich aufbrausende Sturm sich alsbald wieder legte, und die oft rauhe Schale einen edlen Kern reinster uneigennützigster Freundesliebe barg. Darum ließen ihn die Weimarer Freunde trotz seiner mehrfachen Versuche, ihrem Kreise ganz den Rücken zu kehren, trotz jahrelanger Abwesenheit und Verlegung seines Wohnsitzes nach Ilmenau und Jena nicht wieder los und suchten nach Möglichkeit persönlichen und Schriftverkehr aufrecht zu erhalten. Trotz allen Murrens und Schmählens auf die Weimarer Mißstände blieb er bis zum Tode unauflöslich mit Weimar verbunden.

In erster Linie fühlte sich der hochherzige Carl August bald zu Knebels reinem Gemüthe hingezogen, welches er schon auf der Brautreise schätzen und lieben gelernt hatte, während Knebel berichtet, daß er den Erbprinzen wegen seines redlichen Herzens und braven Charakters von ganzem Herzen liebe. So entstand zwischen Beiden schnell ein Freundschaftsverhältniß, von welchem der Herzog, welcher Knebel mit dem brüderlichen Du anredete, lebenslang die edelsten

Proben ablegte. Daß nach Knebels Heirath eine bedauerliche Abkühlung zwischen ihnen eintrat, war nicht Carl Augusts Schuld.

In noch regerem geistigen Verkehre stand Knebel mit Goethe, dem Beherrscher der deutschen Dichtkunst und des Weimarer Hofes, mit welchem ihn, wie ihm Goethe zur Feier seines achtzigjährigen Geburtstages schrieb, eine „Freundschaft sonder Gleichen" verband. Knebels Briefe an Goethe bis zum Jahre 1793 hat dieser leider verbrannt, doch ist aus Goethes Tagebüchern und Briefen an ihn und Frau von Stein ersichtlich, daß die Freunde in lebhaftem persönlichem Verkehre und eifrigem Gedankenaustausch standen.

Goethe war nicht nur häufiger Gast in Tiefurt und erhielt oft Knebels Besuch — sogar in Buttstädt, wo er Rekruten maß und zugleich an der „Iphigenie" arbeitete — sondern machte diesen vielfach zum Genossen seiner Gedanken über die ihn bewegenden dichterischen Entwürfe und Arbeiten, für welche Knebel stets aufmerksamstes Interesse und feines Verständniß zeigte, indem er Goethes Ideen in sich verarbeitete und mit ihm durchsprach. Dies ermöglichten ihm nicht nur die zahlreichen Mußestunden, welche ihm in Tiefurt blieben, sondern auch die rege Lernbegierde, welche ihn durch sein ganzes langes Leben niemals verließ, sowie eine gewisse angeborene, durch unausgesetzte Uebung gesteigerte Fähigkeit, fremde Geisteserzeugnisse in sich aufzunehmen und nachzuempfinden, von Goethe „an-

empfinden“ genannt. Auch besaß er, während der Drang zu eigener dichterischer Erzeugung sehr in den Hintergrund trat, sogar beständiger äußerer Anregung bedurfte, in hohem Grade die Gabe auf Andere anregend einzuwirken, besonders auch auf Goethe, welcher seinen „Ermunterungskräften“ mancherlei Förderung verdankt. Welchen Werth er auf Knebels Urtheil legt, hat er auch wiederholt in seinen Briefen an Frau von Stein, an Schiller und gegen Knebel selbst ausgesprochen. „Knebel ist gar brav und gut“, schreibt er z. B. am 29. October 1780 an Frau von Stein, „und wenn er beharrt, kann er uns unendlich nutzen, die Mittlerschaft kleidet ihn sehr gut. Er sieht Alles reiner und wirkt nur zu wahren Zwecken.“

Dieser geistige Verkehr fand mit Ausnahme der Zeit des Ilmenauer Exils mehr oder weniger während der ganzen Dauer des langen Freundschaftsbündnisses Statt.

Goethe übersendet ihm das erste Buch des Wilhelm Meister, um zu erfahren, „wie es sich lese und ob diese Introduzzione würdige Erwartungen erwecke“, und die drei ersten Akte der Iphigenie, damit er sie Herder und Seckendorf vorlese. Aehnlich machte er auch in späteren Jahren seine Geistesfrüchte dem Freunde sehr bald zugänglich.

Aber Knebel darf nicht bloß stets empfangen, er muß wenngleich mit großem Widerstreben seine Kräfte mit in den Dienst des Liebhaber-Theaters stellen,

welches Goethe nach dem Schloßbrande zum Ersatze des Hoftheaters aus dem Hofe nahestehenden Kreisen gebildet hatte. Niemand, der über etwas schauspielerisches Talent verfügte, blieb verschont, also auch nicht Knebel, welchen die hohe stattliche Figur und kräftige wohllautende Stimme zur pathetischen Deklamation bei Darstellung von Heldenrollen vorzüglich befähigten. So spielte er nicht ohne öfteren Kampf mit Goethe — „Knebel ist am unwilligsten, sich ins dramatische Joch zu fügen" schrieb Goethe auch noch am 11. Mai 1780 an Frau von Stein — bei der ersten Aufführung der „Iphigenie" am 6. April 1779 den „Thoas", in Gozzis „Bettlern" den „König", und wirkte im „Westindier" und anderen vom Liebhabertheater aufgeführten Stücken mit. Goethe schenkte ihm zum Dank das Manuskript der „Iphigenie".

So konnte er auch seinerseits dem Freunde Manches gewähren. Aber dieser empfand dennoch bald schmerzlich in dessen Charakter gewisse Mängel, welche er wiederholt, aber vergeblich, durch freundlichen Zuspruch und eigenes Beispiel zu heben sich bemühte. Knebels Charakteranlage war keine glückliche. Das leichtlebige unruhige Treiben am Hofe sagte seinem zur Hypochondrie neigenden Gemüthe wenig zu, und er ließ wiederholt gegen Goethe und Andre seinen Unwillen aus über die Armuth des Hoflebens und die Schiefheiten der Sozietät. Dieses bei ihm nicht befremdliche Mißfallen an seiner Umgebung wurde noch ge-

steigert durch seine schwarzseherische Art, die Dinge zu betrachten. Er hatte nach Goethes Tagebuchsvermerk „eine falsch-wahre hypochondrische Art die Sachen zu sehen, die ihm wird bös Spiel machen". Sie war schuld, daß Knebel später wiederholt dem Kreise der Weimarer Freunde entfloh, daß er gegen Weimar einen unüberwindlichen Widerwillen faßte und sich zuletzt für immer von dort entfernte und bei gelegentlichen Besuchen stets nur kurze Zeit daselbst verweilte. Dazu kam noch ein gewisser Mangel an Ausdauer, von welchem er sich durchs ganze Leben nicht frei machen konnte. Goethe schrieb hierüber im Dezember 1778 ins Tagebuch: „Knebel ist gut aber schwankend und zu gespannt bei Faullenzerei und Wollen ohne etwas anzugreifen".

An dem unerfreulichen Abschlusse seines Erziehungswerkes hinsichtlich des Prinzen Constantin traf ihn zwar keine Schuld, aber bedauerlich bleibt, daß er seine reichliche freie Zeit weder zu bedeutenden eigenen Arbeiten verwendete, noch seine Studien mit ausharrendem Ernste betrieb, wie Carl August ihm vorwarf, „keinem bestimmten Talente nachhing". Ohne System, je nach der Laune des Augenblicks fing er bald Dieses bald Jenes an, ließ es wieder liegen und nippte hier und dort am Borne der Wissenschaft und der Poesie. So eignete er sich vielerlei Kenntnisse aus den Gebieten der Kunst, der Philosophie, der Geschichte, der Geographie, aus Sprachen, aus den Natur-

wissenschaften, namentlich der Mineralogie und Botanik an und wurde Liebhaber und Kenner der altklassischen und zeitgenössischen Literatur, aber — es war nichts Planmäßiges in seinen Studien und die eigenen Leistungen waren gering.

Diesen ihm selbst wohlbewußten Mangel an Produktivität suchte er theils durch mangelnde Begabung, theils durch sein oftmaliges körperliches Mißbehagen, sowie die übermäßig strenge und einschüchternde Erziehung zu erklären, welche ihn „scheu gemacht" habe. Sein Vater war im Gegensatze zu ihm ein durch und durch nüchterner, mitten im praktischen Leben stehender Mann, von großer Körperstärke und eisernem Willen, der seine Kinder mit großer, oft in Härte ausartender Strenge behandelte, fast niemals lobte aber oft tadelte und ihre freie selbstständige Entwickelung beeinträchtigte, so daß sich Knebel, dessen weiches Gemüth diesen Druck besonders schwer empfand, noch im hohen Alter über die harte Behandlung im Vaterhause beklagte. Zur Entschuldigung seines überhaupt schwankenden Charakters reicht dies indessen nicht aus. Wenngleich der phantasiereiche von seinem nüchtern-praktischen Vater ganz und gar nicht verstandene Jüngling sich vor dessen rauher Behandlung naturgemäß mehr und mehr auf sich selbst zurückzog und nicht wagte, sich zu einem freien selbstständigen Handeln aufzuschwingen, während sein zaghaftes Gemüth der liebevollen Unterstützung und Stärkung bedurft hätte, kann diesen widrigen Um-

ständen doch nicht das ewig Wankende und Schwankende seines ganzen Wesens, der bedauerliche Mangel an Ausdauer und Energie zugeschrieben werden, welcher ihn zu jeder eine regelmäßige Arbeit erfordernden Thätigkeit ungeeignet machte und zu hervorragenden Leistungen als Privatgelehrter mit Ausnahme der Uebersetzungen des Lukrez und Properz nicht kommen ließ. Ist es daher schade, daß ein mit so guter Fassungsgabe, so eifriger Lernbegierde, so feinem Geschmack und Verständniß für die Kunst, mit so reinem edlen Wollen ausgerüsteten Mann keine eigenen hervorragenden Geistesfrüchte hinterlassen hat, so darf andererseits seine Bedeutung nicht danach bemessen werden, was er an Schriften niedergelegt, sondern nach dem persönlichen Einflusse, den er auf die geistigen Koryphäen seiner Zeit geübt hat, welcher nach der umfangreichen Weimars klassische Epoche betreffenden Litteratur und seinem Briefwechsel mit den ersteren kein geringer gewesen ist. Vielleicht hat ihn gerade der Mangel an eigener Produktivität besonders befähigt, die Empfänglichkeit seines Geistes auszubilden. Denn statt selbst zu schaffen, begnügte er sich, fremde Geisteserzeugnisse zu durchdenken und sich anzueignen. Seine Arbeit war, diese Werke mit den Freunden mündlich und schriftlich durchzugehen, zu kritisiren, auf Mängel aufmerksam zu machen und den Verfassern helfend an die Hand zu gehen.

In persönliche Freundschaft ferner war er bald zu Herder getreten, dessen Charakteranlage der seinigen

in vielen Punkten verwandt war, durch ſeine gleich ernſt-ſittliche Grundrichtung und lebhaftes Gefühl für Rechtlichkeit und Ehrbarkeit und größtes Intereſſe für Litteratur und Poeſie. Auch Herders Stärke beſtand nicht ſowohl in eigener dichteriſcher Schöpfungskraft, als in der hervorragenden Fähigkeit, fremde Gedanken nachzuempfinden und dichteriſch nachzubilden. In Letzterem und in unermüdlichem Fleiße aber, mit welchem er neben der ſehr umfangreichen Berufsthätigkeit litterariſch thätig war, übertraf er Knebel weit, bei welchem, wie Caroline Herder im Manuſkript der Erinnerungen aus Herders Leben ſagt „das Meiſte bis auf einen gewiſſen Grad nur in der Phantaſie blieb, was bei Herder Charakter, That und Wirklichkeit ward". Aber auch darin gleichen ſich ihre Charaktere, daß ſie bei kränklicher Körperbeſchaffenheit höchſt reizbar waren und ſich leicht verletzt fühlten. Während aber Knebel ſeinen Groll über vermeintlich erlittenes Unrecht meiſt bald vergaß und keinen Kampf ſuchte, ſtritt und focht Herder aus Herzensbedürfniß, ſo daß er ſich ſchließlich bis auf Gleim, Wieland und Knebel mit Niemand mehr vertragen konnte.

Freundſchaftlichen Verkehr unterhielt Knebel auch mit dem gutmüthigen Wieland. Dieſer, früher Modedichter des 18. Jahrhunderts, beugte ſich jetzt neidlos vor Goethes Genius, indem er „ſeine innige Freude daran hatte, daß er ihm ſo ſchön über'n Kopf wuchs und Alles das war, was er nicht hatte werden können".

Bei Weiterbezug seines vollen Gehaltes lebte er ganz seinen litterarischen Neigungen in Weimar und später eine Zeit lang auf seinem Gute Oßmannstedt, sich der ungeschmälerten Gunst der liebenswürdigen Herzogin Amalia erfreuend, welcher er „zum Lebensumgange völlig unentbehrlich geworden" und in deren berühmten Abendcirkeln er mit Goethe und Knebel zu den bevorzugten Besuchern gehörte. Seinem Herzensbedürfniß entsprechend, mit Jedermann Freund zu sein, hatte er schon am 24. Dezember 1774, also, nachdem Knebel erst kurze Zeit in Weimar gelebt hatte, um Knebels Freundschaft gebeten[1], was dieser nicht zurückwies, denn Wieland drückte ihm am 13. Januar seine innige Freude darüber aus, sich von einer Seele, wie Knebels, geliebt zu wissen.

In hoher Gunst stand Letzterer auch bei der kunstsinnigen Herzogin Amalia und der vortrefflichen edlen Herzogin Louise und war befreundet mit der Mehrzahl der tonangebenden Hofleute, besonders mit dem Kammerherrn von Einsiedel, dem Kammerpräsidenten von Kalb und beliebt bei den am Hofe verkehrenden Damen.

Diese sehr angenehmen Verhältnisse ließen den gekränkten Knebel jedoch die ihm vom Prinzen widerfahrene unfreundliche Behandlung nicht vergessen, so daß er die von Goethe angerathene Reise antrat.

[1] Vgl. oben gedachten Brief: „Aimez moy toujours un peu, mais toujours".

Goethe, der in Geldangelegenheiten ſtets wahrhaft hochherzig handelte und aus eigenen Mitteln oder durch Vermittelung ſeines fürſtlichen Freundes im Stillen manchen Bedrängten unterſtützte und auch ſeinem Freunde Knebel häufig aus der Noth half, verſchaffte ihm aus des Herzogs Kaſſe einen Vorſchuß von 500 Thalern und empfahl ihn brieflich dem ihm damals befreundeten Lavater in Zürich, den er bat, „Knebeln zu gönnen, was er an Zeit entübrigen könne".

Nicht minder freundlich entwarf ihm der Herzog in einem längeren Schreiben einen vollſtändigen Reiſeplan und empfahl ihn gleichfalls Lavater und mehreren anderen Bekannten in der Schweiz, als „einen homme d'esprit et de mèrite, ſo daß er überall mit offenen Armen empfangen werden würde". Dies geſchah auch, und die Reiſe verlief ſehr befriedigend. Nachdem er am 1. Juni zu Tiefurt im Kreiſe ſeiner Freunde Abſchiedsſchmaus gehalten und in Ansbach ſeine Verwandten beſucht, ging er über Schaffhauſen, wo er ſich unter dem Staubregen des Rheinfalls eine Mahlzeit zubereiten ließ nach Zürich. Hier wurde er von Lavater, der „außer in Zürich nur in Weimar lebte", liebevoll aufgenommen und brachte während eines zweiwöchentlichen Aufenthalts gewöhnlich die Abende bei ihm zu. Außer ihm ſtattete er noch den Dichtern Geßner, Bodmer, Tobler und Anderen, denen er empfohlen war, Beſuche ab und wandte ſich über den

Züricher und Vierwaldstädter See nach Altdorf, die Gotthardtstraße hinauf, über die Teufelsbrücke nach dem Urseler Loch: „Als ich herauskam, schreibt er, war es mir, als käme ich in eine Geisterwelt, in ein Elysium. Die gräßlichen Felsen unter dem tobenden Geräusch der herabstürzenden Reußfluthen hatten mein Ohr ganz betäubt — und nun beim Heraustreten aus der finsteren Höhle friedliche Stille, eine weite grünende Matte, die der Fluß wie eine Silberfluth sanft durchströmte. Das abenteuerliche Schreien der schwarzen Krähen in dem nahen Felsen, und in der Ferne der ruhige Ort mit den hinter ihm herunterhängenden hohen Bäumen, dazu der blaue Aether, Alles deuchte mir, ich sei in eine neue Welt gekommen".[1] Nachdem er sodann die Gipfel des Gotthardt erstiegen, über den Furkagletscher und die Grimsel nach Meiringen gegangen und den Staubbach bewundert hatte, trat er gegen Ende Juli die Heimreise an, verweilte Anfangs August einige Tage in Basel und ging nach Straßburg.

Von hier aus besuchte er das auf ihrem in der Nähe gelegenen Gute wohnende Fräulein von Rathsamhausen und Goethes Schwager Schlosser in Emmendingen. Dann gings nach Carlsruhe, wo er drei angenehme Tage bei Hofe verlebte, und von hier nach Winterthur bei Creuznach, um den wegen seiner Ge-

[1] Nachlaß I, XXXIV, III, 126.

dichte hochgeschätzten Superintendenten Joh. Nic. Götz persönlich kennen zu lernen. Auch dieser gewährte ihm freundliche Herberge während mehrerer Tage, so daß Knebel auch von der Person des als Dichter Verehrten angenehme Eindrücke mitnahm.

Nachdem er sodann noch in Frankfurt am Main, wohin er sich an Frau Sophie von La Roche durch einen Brief der Göchhausen hatte empfehlen lassen, Goethes Eltern begrüßt hatte, ging er den Rhein hinunter nach Düsseldorf und machte hier die Bekanntschaft seines leiblichen und wie er später dem Kanzler von Müller in Weimar schreibt, auch seines Charakter-Ebenbildes, Goethes Freunde, Friedrich Jacobi[1], welcher an Knebel großen Gefallen fand. Endlich kehrte er durch Westfalen im Herbste 1780 geistig erfrischt nach Tiefurt zurück. Von seinen Reiseerlebnissen hatte er unterwegs mehrfach dem Herzoge, der Herzogin Amalia und an Goethe berichtet und diesem noch eine besondere Beschreibung seiner Reise von Schwyz über den Gotthardt bis Meiringen übersandt, welche ein Gegenstück zu Goethes mit großem Beifall aufgenommenen „Briefen aus der Schweiz" vom Jahre 1779 bilden sollten[2] und gleichfalls lebhaftes Interesse

[1] Nachlaß III. S. 93.

[2] Nachlaß III. S. 114 ff. Sie sind nicht, wie dort bemerkt, an den Herzog, ebensowenig an Frau von Werthern gerichtet, sondern wie aus Knebels (ungedrucktem) Briefe aus Emmendingen vom 21. August 1780 an die Herzogin Amalia hervor-

im Weimarer Freundeskreise fanden. Den auf der Reise neu gewonnenen Freunden hatte er große Freude bereitet durch Vorlesung von Goethes Iphigenie, deren Handschrift in der ersten prosaischen Bearbeitung er mit sich führte. „An der Iphigenie, „schrieb ihm Lavater nach seiner Abreise", lab' ich mich noch alle Tage" denn er hatte sie sich eigenhändig mit großer Zierlichkeit abgeschrieben.

Die geistige Auffrischung hielt indessen nicht lange vor. Das Tagebuch klagt über „entsetzliche Gebundenheit", Mißmuth und Melancholie kehren wieder.

Endlich im Juni 1781 reiste der Prinz mit Albrecht ab, und Knebel wurde als Major mit 600 Thaler Ruhegehalt unter Belassung seiner Wohnung in Tiefurt pensionirt.

---

geht, an Goethe, der sie der Herzogin mittheilen sollte. „Ich habe Goethen jüngsthin meine Tour bis nach dem Gotthardt zugeschickt, und ihn gebeten, es auf Verlangen Euer Durchlaucht zu zeigen."

Fünftes Kapitel.

Der dienſtlichen Stellung ledig konnte Knebel nunmehr ganz dem Umgange mit den Freunden leben. An Goethe vor Allen ſchloß er ſich warm an und begleitete ihn auf Ausflügen nach Ilmenau und Rudolſtadt, während dieſer gleicherweiſe ſich zu ihm hingezogen fühlte. „Knebel iſt gar gut und brav“, ſchreibt er am 6. Juli an die Freundin Stein, „wir haben ſchöne Dialogen über das Himmelreich gehalten und ſind einig und vergnügt.“

Aber auch das geſchäftsloſe Leben behagte ihm auf die Dauer nicht. Denn er beſaß nicht die Kraft, ſich ſyſtematiſch und anhaltend wiſſenſchaftlichen Arbeiten hinzugeben und ſah ſich als Penſionair und Nichtsthuer beneidet und angefeindet. Er entſchloß ſich daher Weimar zu verlaſſen und durch Uebernahme eines Civilamtes in einem anderen Lande ſein Brod zu verdienen. Allein jetzt zeigte ſich, wie unentbehrlich trotz mancher ſehr offenkundigen Schwächen er dem Herzoge und dem ganzen Weimarer Kreiſe geworden war. Carl Auguſt ſuchte ihn in dem Briefe vom 4. Ok-

tober 1781, in welchem er sich selbst ein Denkmal fürstlicher Hochherzigkeit und edelster Freundschaft gesetzt hat, von diesem Vorhaben abzubringen. Dieser oft erwähnte, aber noch niemals dem richtigen Wortlaute nach abgedruckte Brief lautet nach dem sorgfältig verglichenen Original[1] wörtlich so:

„Ists möglich, daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Anderen eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradewegs treibt, da ihn doch Andere gerade hin gehen sehen, und er immer wähnt, er liefe zwecklos, sieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er selbst das Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen. Warum das Schicksal so schändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben.

Nicht allein mit diesem Elende zufrieden, wirfts uns oft in ein anderes: es läßt uns nämlich glauben, daß wenn wir auf gebahntem Wege gehen, es wäre

[1] In den Akten des Großherzoglichen Hausarchivs zu Weimar.

rühmlich und beſſer, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Kniee und trügen Laſten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht ſind. Durch dieſes glauben wir unſere Exiſtenz zu erfüllen, unſeren Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, wenn man ſie allein auf der Ebene fortgehen läßt, oder ihnen nützlich zu werden, müſſen ſie etwa auch tragen und baden, wenn man zu ihnen in den Schlamm hineinſpringt, ſtatt ſich ſelbſt wohl zu erhalten, um jenen, durch fröhlichen Zuruf des guten Muthes oder Reichung der Hand vom feſten Boden fortzuhelfen. Keiner mag dann ſeine Natur noch ihre Beſtimmung richtig erkennen, der eine, fröhlicher Zurufer will in den Schlamm und das Laſtthier auf den feſten Weg, um ſich zu ſonnen. Erſterer, indem er tragen will, wozu ſeine Schultern nicht gewöhnt ſind, ſtatt ſich ſeiner Vortheile nutzverbreitend zu bedienen, bleibt ſtecken und verdörrt unnütz und leidend, während deß letzteres, den Platz des erſteren erhaltend, für Wohlſein und Nichtsthun verfault.

Sind denn die, die ſich deiner Freundſchaft und deines Umgangs freuen, ſo ſklaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Aktenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das Receptaculum ihrer Seelen ſo gering, daß du nirgend ein Plätzchen findeſt, wo du irgend etwas von dem, was die deine Schönes, Gutes und

Großes, die innere Existenz verbessernd, veredelnd, gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß du für unser Brot, so furchtsam und unstät, daß du an unserer Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn du, von dem Dreck und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden uns vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuen, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind? Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, aushaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe ebensosehr sein Dasein schuldig als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land: ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit zubringt, aus fremden Ländern Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen oder auszulesen? Muß er nicht etwa auch das Schmiedehand-

werk daneben treiben, um ſeine Exiſtenz recht auszufüllen.

Biſt du nun ſo im Böſen über dich ſelbſt verblendet, daß du läugnen könneſt, du habeſt uns nie dergleichen Nutzen geſchafft, und achteſt du uns gering genug, daß du glauben könnteſt, wir würden dich ſo lieben, wie wir dich thun, wäreſt du uns hierinnen unnütz und überflüſſig oder entbehrlich geweſen? Willſt du nun dieſe ſchöne Laufbahn, dieſes würdige Geſchäft aufgeben, alle dir eingewachſenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Exiſtenz ergreifen und dich, Gott weiß wohin, unter Menſchen, die dich nichts mehr angehen oder mit denen du kein reines und dir gewohntes Verhältniß haſt, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder dir machen, mehr Gute, mehr Böſe kennen lernen, ſehen, wie die Abſcheulichkeiten ſo überall zu Hauſe, das Gute überall befleckt iſt?

Und warum? Um etwa ein paar Cancelliſtenſeelen aus dem Wege zu gehen, die dir deine Semmel, die du mehr haſt als ſie, beneiden, weil du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibſt? Und wohin willſt du dich flüchten? Nimmſt du nicht überall deine paar Semmlein mit, die du mehr und leichter haſt, als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, deine ſehen und ſie beneiden werden? Wirſt du deren ihren Neid beſſer aushalten? Dich, weil du dort ein paar Monate fremd biſt, von ihnen mehr geachtet halten, als du es hier ſein möchteſt? Siehſt du etwas

Erreichbares vor dir, das dir das, was du entbehrst, ersetzte? Ist dieses so Erreichbare so gewiß? Schlägts fehl, kann's deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herumzuirren? Willst du also das Ständige für's Unständige hingeben? Ist eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrage? muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur ferner befürchten könnend, ist's dann weiser auszuhalten, als auf's Ungewisse und auf's nicht in die Ferne zu Uebersehende zu wagen? Wem bist du mehr Nutzbarkeit schuldig als denen, die dich lieben und wem nützest du dann weniger, wenn du alles zereißest, was dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun und sei es, was es wolle, was du für Ihnen thatst, und dich ihnen fremd und abgebunden machst? Achtest du dich denn so wenig, oder hältst dich für so allein, daß du glaubst, höchstens etwas für dich zu entbehren, wenn du die engen Bande lösest, die uns mit dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, in die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzen erwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen?

Laß uns also die Sache nicht so feierlich und das Uebel nicht so für unheilbar halten! Ists deiner Natur gut sich zu verändern, so reise! Da du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet dich,

Glücklicher, keine Stunde. Gehe also deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach, kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich Ulyssen dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum sich immer ersäufen wollen, wenns mit einem schönen Bade gethan ist?

C. A. H. z. S."

Auf diesen wahrhaft großartigen Beweis fürstlicher Freundschaft ließ Knebel die Frage seiner gänzlichen Entfernung aus Weimar unentschieden, und reiste, nachdem er mit der in Weimar wohnenden Frau Emilie von Werthern geb. von Münchhausen, zu welcher er eine innige Neigung gefaßt hatte, eine lebhafte briefliche Verbindung verabredet, im November nach Nürnberg, wo er, „da die Meisten kein anderes Hauptgeschäfte hatten als Essen und Leben, recht viele Zufriedenheit und ordentlichen Genuß des Lebens fand". Hier trieb er Kunststudien, besuchte zahlreiche Freunde, unterhielt mit Emilie von Werthern, Goethe, Frau von Schardt, Frau von Stein und anderen Weimarer Bekannten fleißigen Briefwechsel, las Vielerlei und dichtete eine Anzahl in Distichonform gehaltener, zum Theil recht treffender Denksprüche, welche den Weimarer

Freunden zur Unterhaltung in Gesellschaften dienten, indem sie „reihum gezogen und als geheime Deutung des Tadels oder Lobes desjenigen genommen wurden, der den Spruch gezogen hatte". Begeistert schrieb die Göchhausen: „Lieber Knebel, welcher Gott hat diese Worte aus Ihnen gesprochen. Wissen Sie auch, wie golden sie sind?"

So blieb Knebel auch hier und später in Ansbach, wohin er nach einiger Zeit übersiedelte, in steter Verbindung mit den Freunden in Weimar, welche er zuweilen zu dem inzwischen ins Leben gerufenen Tiefurter Journal durch zum Theil aus englischen Journalen zusammengesuchte Beiträge, Uebersetzungen aus lateinischen Klassikern und andere litterarische Gaben erfreute. Welche freundliche Aufnahme seine Sendungen fanden, zeigt die Aeußerung der Frau von Stein in einem Briefe vom 18. Januar 1782:

„Ihr Musenalmanach kam eben, als eine kleine Gesellschaft zu Abends bei mir war und gab eine Weile Gelegenheit zur Unterhaltung, da eins ums andere sich beeiferte, etwas Witziges davon aufzuschlagen und zuletzt wurde gar ein Handgemenge daraus, das uns eine gute Motion machte. So sind Sie uns auch in der Ferne der gute Gesellschafter, der noch Unterhaltung unter uns bringt."

Trotzdem bedauerte man in Weimar schmerzlich des bewährten Freundes Fernbleiben. Goethe anlangend, schrieb ihm die Göchhausen schon im October 1780:

„Ich spüre sehr, daß ihm ein männlicher Freund fehlt, und Ihre Entfernung drückt ihn mehr, als er vielleicht selbst weiß.“ Und ohne Unterlaß mahnte sie zur Rückkehr. „oh Knebel, schreibt sie aus Tiefurt am 26. Juni 1782 „unter der großen Buche auf dem steinernen Tisch“, sie setzten sich aufs erste beste Pferd und erfreuten uns irgend einen guten Abend mit ihrer Erscheinung! Dieß ist der Herzogin, Goethes und mein liebster Traum. — Ihr Stübgen! ach Gott, wie gut ists da. Die Herzogin verspricht, Sie sollen gar nicht herauskommen; wer Sie sehen will, soll zu Ihnen wandern. Weimar sollen Sie nicht zu sehen kriegen. Sie sollen nur kommen, genießen und dann gehen, wenn Sie können“.

Diesem heftigen Drängen gegenüber rieth Goethe, obwohl auch er den Freund gern wieder in Weimar gesehen hätte, von zu eiliger Rückkunft ab, denn er fürchtete mit Recht, daß Knebel sich in den veränderten Verhältnissen nicht gefallen werde. Knebel selbst vermochte sich auch zu baldiger Rückkehr nicht zu entschließen, sondern verblieb während der Jahre 1781 bis in den Sommer 1784 in Ansbach, wo er zwar, dem zerstreuenden Gesellschaftsleben des Weimarer Hofes entrückt mehr in der Stille und seinen Lieblingsbeschäftigungen leben konnte, sich aber keineswegs befriedigt fühlte. Von schwankender Gesundheit, oft plötzlichen heftigen Anfällen von Verdauungs- und hämorrhoidalischen Beschwerden ausgesetzt, war er

gegen alle Witterungseinflüsse höchst empfindlich und zu Erkältungen geneigt und in Folge solcher häufigen Gesundheitsstörungen vielfach mißmuthig, unlustig, unschlüssig über seine Zukunft.

Wie wenig er sich für den Zwang eines geregelten Beamtenlebens eigne, mochten ihm des Herzogs freundliche Vorhaltungen zum Bewußtsein gebracht haben und er verzichtete für jetzt hierauf. Sein längeres Verbleiben in Ansbach, obgleich er sich mit seinem wunderlichen alten Vater schlecht vertragen konnte, war nur die Folge seiner Unschlüssigkeit über das, was er beginnen sollte. So ließ er die Dinge gehen, wie sie wollten. „Ich mache hier, schreibt er am 17. Januar 1783 an die Herzogin Amalia, weder Knittel- noch andere Verse, sondern gehe sachte den Weg fort, den mir das Schicksal wie im Sande vorgezeichnet zu haben scheint. Seinen Willen zu errathen ist das größte Glück, das Einzige, was beruhigen kann. Alle selbst erdachte und gemachte Glückseligkeit zerschellt gar bald".

Die Mittel, sich anderswo eine auskömmliche Existenz, am liebsten im Besitze eines kleinen Landgutes zu schaffen, besaß er nicht. Ein Versuch, seine Dienste wiederum dem gegen Ende 1783 von der Reise heimgekehrten Prinzen Constantin anzubieten, scheiterte an dessen ausweichender Antwort. Er hatte während der Reise wiederholt in sehr freundschaftlichem Tone an Knebel geschrieben, z. B. am 23. Oktober 1781 aus Florenz: „Daß Du mir ganz die alten Rechte der

Freundschaft wiedergiebst, geht mir über alle Geschenke, die mich erfreuen können. Es ist viel gesagt, aber es ist auch ganz wahr. Ich hatte sie verloren mit meiner Schuld, mein Gewissen war oftmals mein Ankläger. Ich glaubte mich aber klüger, doch siegte die Wahrheit und ein freyes Geständniß kann es nur gut machen. Laß uns nun unzertrennlich seyn und dieses Band mit doppeltem Eisen schmieden. Dein Herz ist gut und edel, das meinige jetzt rein von allen Flecken und glaube mir, ich weiß das Deinige zu schätzen, um es nie für mich verliehrend wieder zu machen". Aehnlich drei Tage darauf aus Rom: „Schreibe mir oftmals gute Lehren und Worte, von Dir wie von allen guten Menschen nehme ich sie gern auf und Du hast ein mehreres Recht als alle Anderen".

Trotzdem besaß er nach der Heimkehr nicht den Muth, sich wieder Knebels erziehlichem Einflusse zu unterwerfen, sondern fand ihn auf das neue Angebot seiner Dienste am 26. Dezember 1783 mit den Worten ab: „Deine guten Werke an mir wird Gott belohnen und ich will mich stets Deiner würdiger machen".

Knebel berichtete hierüber dem Herzoge am 1. Januar 1784: „Der Schein des Guten scheint noch nicht ganz aus seiner Seele verloren, aber es bricht sich in so wunderbaren Mischungen und Farben, und es entstehen daraus in seinem Gehirne so seltsame Gestalten, welche freilich durch nichts anderes, als durch eine anhaltende strenge Diät zurecht mögen gebracht werden.

Um dieſe letztere vielleicht nach und nach bey ihm bewirken zu helfen, hatt' ich mich entſchloſſen, ihm meine Gegenwart aufs neue anzubieten. Er iſt aber dieſem Antrage durch eine unbeſtimmte Antwort ausgewichen".

Statt Knebel wieder als Gouverneur anzunehmen, trat der Prinz nach einiger Zeit in Churſächſiſche Militairdienſte und nahm als Oberſtlieutenant in ſeinem Garniſonsorte Naumburg Wohnſitz. Er beſuchte einige Male Weimar und Knebel, mit welchem allmählich eine Annäherung erfolgte, ſo daß er mit ihm ſeine Heirathspläne beſprach. Knebel theilte dieſe in einem Briefe vom 25. November 1786 dem Herzoge mit und empfahl den Uebertritt des Prinzen in Preußiſche Dienſte. Es fände ſich dann eine günſtigere Gelegenheit zur Heirath, wenn ſich der König für ihn intereſſire; zugleich machte er Vorſchläge über die Verheirathung des Prinzen mit einer Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel. Der Herzog erwiderte am 2. Dezember von Berlin aus, daß auch er ſich gleichzeitig mit dem Schickſale ſeines Bruders beſchäftigt habe, er wolle aber die der reiflichſten Erwägung bedürfende Angelegenheit mündlich näher mit ihm beſprechen.

Weder der Eintritt in Preußiſche Dienſte noch die Heirath kamen zu Stande, Knebel aber blieb in Verbindung mit dem Prinzen, und das urſprünglich ſo wenig befriedigende Verhältniß wurde durchaus freundſchaftlich: „des Prinzen Beſuch", ſchrieb er ſchon am 17. März 1787 dem Herzoge, „hat mir recht viele

Freude gemacht, so artig und gut wie er ist", und am 28. Juni 1789 an die Herzogin Mutter: „Ich habe den Prinzen Constantin vor ungefähr drey Wochen zum erstenmal in Querrfurth besucht. Ich habe es recht ordentlich und gut bei ihm gefunden, und er hat mich auch mit recht vieler Liebe aufgenommen. Ich erwarte ihn in diesen nächsten Tagen hier, weil er mich zu besuchen versprochen hat".

Leider starb der Prinz bereits am 6. September 1793, als sein Charakter eben angefangen hatte, festeren Halt zu gewinnen. Knebel gedachte seiner noch lange, indem er seinen Geburtstag, den 8. September, gewöhnlich durch ein „convivium" zu feiern pflegte.

Endlich fand er den Aufenthalt in Ansbach unerträglich, verließ die Stadt am 30. Juni 1784 und kehrte nach einem der befreundeten Familie von Kalb in Waltershausen abgestatteten Besuche am 15. Juli nach Weimar zurück, wo er das von Goethe ihm zur Wohnung angebotene Gartenhaus bezog.

Sechstes Kapitel.

Knebel wurde nach faſt dreijähriger Abweſenheit „von Allen mit einer beſonderen Güte empfangen, einer Aufbewahrung wohlmeinender Geſinnung, welcher nichts gleich kommt“ und fand überhaupt, daß die Leute ſich gebeſſert hatten. Das rege, geſellige Treiben, die Wiederanknüpfung perſönlichen Umgangs gaben ihm eine Zeit lang willkommene geiſtige Anregung.

Namentlich freute er ſich, daß er Herder wieder näher trat. Das früher beſtehende Freundſchaftsverhältniß hatte eine Unterbrechung erlitten, weil Herders Gattin gegen Knebel erbittert geweſen war, daß er ſich für Herders Berufung an die Univerſität Göttingen nicht erwärmt habe. Jetzt aber „wiſchten ſich alle Flecken der Vergangenheit“ und Knebel „erkannte den edlen vollen Mann in der Wärme ſeines Daſeins und ſeines Herzens“.

Beſonders angenehm berührte den Heimgekehrten auch der Verkehr bei der Herzogin-Mutter in Tiefurt, wo „eine Freiheit herrſchte, die bei keiner Privatperſon wohlthuender ſein konnte“ und die witzige Tusnelda

(Fräulein von Göchhausen) viel zur Erheiterung des Lebens beitrug. Er meinte daher, sein Leben fahre fort, wichtiger zu werden durch Erkenntniß und Umgang.

Lange hielt jedoch der Reiz des Neuen nicht vor. Am 22. August schon schreibt er: „ich bin des hiesigen Lebens schon müde" und wünschte sich „im stillen Genuß mit wenigen Freunden mit trauter Innigkeit umgeben" leben zu können und entfloh trotz aller ihm entgegengetragener Liebe im August nach Jena, wo er im alten Schlosse Wohnung nahm. Hier konnte er den Umgang geistig anregender Männer genießen, ohne durch Geselligkeit seiner beschaulichen Lebensweise zu sehr entrückt zu werden, während gelegentlicher Verkehr mit dem nahe gelegenen Weimar nicht schwierig war. Er führte hier ein ruhiges, wissenschaftlicher Beschäftigung hingegebenes Leben, die zeitgenössische Litteratur, besonders die Werke Goethes und Herders, lateinische Klassiker und Reisebeschreibungen studirend. Nebenher wurde Botanik und Mineralogie getrieben, für welche letztere Goethe sein Interesse erregt hatte. Einen Plan, wie lange dieses, soweit es seine zur Melancholie neigende Sinnesart zuließ, ganz behagliche Leben dauern sollte, hatte er nicht gefaßt, einstweilen froh, weder in Ansbach noch Weimar leben zu müssen, wo ihn jetzt auch das frühere zärtliche Verhältniß zur schönen Emilie nicht mehr fesselte. Dieses hatte, wie der anfangs sehr lebhafte, dann aber immer

seltener werdende Briefwechsel erkennen läßt, sich schon während seiner Abwesenheit in Ansbach abgekühlt und augenscheinlich in diesem Jahre, 1784, sein Ende gefunden, denn Frau von Stein schrieb ihm im November, die kleine Werther habe sich gar zu genau nach allen äußeren Gaben erkundigt. Da Knebel solche nicht besaß, ist das Feuer der Liebe wohl ganz erloschen. Vergessen aber konnte sie ihn niemals, sondern schrieb ihm noch im höheren Alter freundschaftlich-herzliche Briefe, indem sie hervorhob, wie „hochbeglückend Knebels Andenken sie belebe und erheitere".

Als größere Arbeit begann er jetzt, nachdem er Imhoffs Aufforderung, ihn auf einer Reise nach England zu begleiten, der Kosten wegen abgelehnt hatte, eine Uebersetzung aus Sallust und übersandte Proben an Goethe und Herder. Beide lobten den Anfang, ermahnten aber zur Fortsetzung, um wenigstens den Catilina zu vollenden. Aber Sallust allein wollte nicht recht zur Befriedigung des stets Unzufriedenen genügen, so daß ihm Herder empfahl, eine bestimmte Arbeit vorzunehmen und einige der schönsten Stellen des Lukrez zu übersetzen. Knebel blieb beim Sallust bis ins nächste Jahr.

Am 2. Juni (1785) begleitete er Goethe auf einem Ausfluge nach Ilmenau, auf welchem die Freunde die Umgegend durchwandernd, „fleißig hinter den Steinen her waren" und Goethe über Knebels wachsendes Interesse an der Mineralogie, sowie über seine ange-

nehme Gesellschaft große Freude hatte. Die am 16. Juni Heimgekehrten brachen schon am 23. Juni zu einer größeren Reise wieder nach Jena auf. Ihre „mineralogische Tour" über das Fichtelgebirge nach Carlsbad begann mit einigen Mißgeschicken. Zunächst verzehrte sich Knebels „leicht entzündlicher Charakter" am Aerger über seinen Diener, für den er hatte Schulden bezahlen müssen, dann erkrankte Goethe, so daß die Reise in Neustadt an der Orla eine fünftägige Unterbrechung erfuhr. Knebel bemerkte, „wie Goethes Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert erhält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt (er hatte Knebel gebeten, das Rauchen zu unterlassen, weil er vom Tabaksrauche Erhitzung spüre) und ihn gänzlich zu Boden wirft". Die gezwungene Ruhezeit suchte Knebel durch Lektüre und mineralogische Wanderungen in der Umgegend auszufüllen, entging aber der Langeweile nicht völlig, sondern „fühlte sich in einem wunderlich prosaischen Zustande, der sich umsonst zu etwas Poesie heraufschwingen wollte". Nach Goethes Genesung gings über Hof, Wunsiedel und Eger nach Carlsbad, wo sie am 5. Juli eintrafen, nachdem sie unterwegs fleißig die Berge erklettert, Pflanzen und Steine untersucht und mancherlei Gesteinsarten gesammelt hatten.

In Carlsbad blieb Knebel noch einige Zeit, trennte sich aber dann von Goethe und setzte allein seine Reise fort über München, welches er Goethe sehr anschau-

lich beſchrieb, nach Tirol, wo er den Sommer verlebte. Gern hätte er, „wenn ſein Beutel nicht zu ſchwach geweſen wäre, noch das ſchöne Italien in ſich gehaucht“, trat aber im Herbſt die Heimreiſe an, ſtattete ſeinen Eltern in Ansbach und der befreundeten Familie von Imhoff in Mörlach bei Nürnberg einen längeren Beſuch ab und kehrte erſt Ende Februar 1786 zurück.

Ueber ſeine Reiſe, über Land und Leute hatte er ſehr eingehende Berichte erſtattet. Intereſſant iſt ſein Urtheil über die Bayern: „Ich nehme keinen Anſtand, das bayriſche Volk für das aufgeklärteſte Teutſcher Nation zu halten, weil es offenbar das gutherzigſte iſt, Stärke und Kraft beſitzt, innerlich und äußerlich wohlgebildet iſt.“

Seine Berichte aus Tirol hatten Goethes lebhaften Wunſch erregt, die Tiroler Berge ebenfalls kennen zu lernen, und auch Carl Auguſt wünſchte ſeine Art, zu beobachten, zu genießen und das Genoſſene mitzutheilen vielen Reiſenden.

In Jena ſtudirte Knebel jetzt die italieniſche Sprache, verkehrte fleißig mit den dort zum Beſuche weilenden Engländern Heron und Inverary und beſuchte häufig die hochverehrte Frau von Stein in Kochberg, wo er die Familie von Lengefeld kennen lernte. Im Allgemeinen aber lebte er ſehr zurückgezogen, machte ſich wenig Bewegung und verſank bald wieder in Hypochondrie, ſo daß er ſich im September ſogar ſcheute,

von Tiefurt nach Weimar zu kommen, um den Herzog persönlich um Fürsprache beim Könige von Preußen wegen Beförderung seines Bruders Lebrecht zu bitten, weil seine Gesundheit dies nicht erlaube.

Um ihm Abwechselung zu schaffen, forderte ihn der Herzog am 2. Dezember 1786 auf, ihn auf einer Reise, welche er höchst wichtiger Ursachen wegen im Winter zu machen habe, zu begleiten. Knebel, welcher fürchtete, der Herzog vernachlässige bei seinen Bestrebungen um das Zustandekommen des Fürstenbundes sein eigenes Land, nahm das Anerbieten zwar an, unterließ jedoch nicht, in freimüthiger Weise seiner Ansicht Ausdruck zu geben: „Eure Durchlaucht werden in Zukunft alle diese Schreckbilder zu zerstreuen wissen, wenn Sie mit doppelter Wärme Ihr etwas verlassenes Land beschirmen. Denn in der That ist dies nothwendig, und neuere Erfahrungen belehren mich noch mehr, wie das, was man gewöhnlichen Gang der Geschichte nennt, ebensoviel zum Besten eines Landes sey, als Ackern und Pflügen ohne Regen, Sonnenschein und Maithau. Aber die Sonne seines Erdreiches zu sein, ist ein göttliches Glück, der anerkannteste größte Vorzug der Menschheit und die guten Menschen, die in Eurer Durchlaucht Landen wohnen, sind wohl einer Sonne, wie Sie gnädigster Herr und Ihrer Wärme werth."

Aehnliche Bedenken äußerte er dem Herzog auch am 30. Januar 1788: „Da in unserem kleinen Staate

noch so viel von der eigenen Person Eurer Durchlaucht abhängt, so ist ein Gedanke, der jedes Gemüth niederschmettern muß, wenn Dieselben alles Interesse dafür verlieren sollten. Euer Durchlaucht treues edles Herz wird uns in dieser Gefahr nicht erliegen lassen, wenn wir gleich zuweilen schwach genug sind, mehr Sorgen darum zu tragen, als uns nöthig ist. Wehe muß es uns freilich thun, gnädigster Herr, daß dieses kleine Land, das unter der Wärme und dem aufklärenden Schutz Euer Durchlaucht einen Namen erhalten hat, der mit größeren Provinzen Deutschlands wetteifern kann, forthin nur getheilt Ihre Sorgfalt genießen soll."

Der Herzog trat seine Reise Ende Dezember 1786 in Knebels Begleitung an. Es kam ihm darauf an, durch persönliche Einwirkung auf die mit Preußen verbündeten Deutschen Fürsten die Wahl des Statthalters von Erfurt, Carl Freiherrn von Dalberg, zum Coadjutor des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz gegen den Kaiserlichen Kandidaten durchzusetzen, was auch im folgenden Jahre geschah.

Die Reisenden besuchten in Frankfurt Goethes Mutter, welche sich seit den zwölf Jahren[1], wo Knebel sie nicht gesehen, nach seiner Angabe, um ebensoviele Jahre verjüngt hatte, und gingen über Mainz und Mannheim nach Carlsruhe.

In Mannheim knüpfte Knebel mit dem Bruder des Vorgenannten, dem Theaterdirektor und dramati-

[1] richtiger: sechs Jahren.

schen Dichter Wolfgang Heribert Freiherrn von Dalberg freundschaftliche Beziehungen an und besuchte von Carlsruhe aus seinen älteren Bruder Christoph Johann Wilhelm von Knebel, der als Großbrittanisch-Braunschweig-Lüneburgischer Gesandter schwäbischen Kreises der freien Reichsstadt Heilbronn auch in Carlsruhe akkreditirt war und vom Hannoverschen Ministerium den Auftrag hatte, über den Beitritt des Markgrafenthums Baden zum Deutschen Fürstenbunde zu verhandeln.

Der langsame Gang dieser Verhandlungen wurde ihm mit zur Last gelegt[1], so daß er für seine jedenfalls nicht leichten Bemühungen um das Zustandekommen des Deutschen Fürstenbundes weniger Dank genoß, als sein Bruder Carl Ludwig.

Diesem sagte zwar das höfische Ceremoniell auf der Reise wenig zu, aber es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, um den Herzog „ein kleines Verdienst zu gewinnen", indem er sich diesem sowohl auf der Reise, als auch nach der Heimkehr durch Anfertigung von den Fürstenbund betreffenden diplomatischen Schreiben und Abschriften nützlich erwies, so daß ihm der Herzog dankbar seine Anerkennung aussprach.

Im Februar 1787 trat Knebel allein die Rückreise

[1] Der badische Minister von Edelsheim klagte in einem Briefe vom 25. März 1786 an Carl August, daß sie von Hannover durch den Zorn des Himmels einen so schwerfälligen négociateur erhalten hätten, daß dieser kombinirt mit Hahn nothwendig eine tale opus pedantissimum zur Welt bringen mußte, wie ihr opus accessionis in Wahrheit sei.

an und ſtattete ſeinem Elternhauſe in Ansbach einen kurzen Beſuch ab. Hierbei ſah er zum letzten Mal ſeinen jetzt altersſchwach gewordenen Vater, welcher kurze Zeit darauf, nachdem Knebel bereits nach Jena zurückgekehrt war, am 3. März 1787 ſtarb. Sein Tod umzog Knebels „Daſein mit einigem Flor", rief jedoch eine tiefere Trauer nicht hervor, denn Vater und Sohn hatten einander nie verſtanden.

In nahe Verbindung trat er jetzt wieder zu Herder, welcher ihn zum Vertrauten ſeiner Arbeit „Gott" machte und dieſe erſt zum Druck gab, nachdem er Knebel das Manuſkript zur Beurtheilung überſandt, deſſen Anmerkungen er als äußerſt erfreuend und belehrend anerkannte. Als Goethe inzwiſchen, im September 1786, nach Italien entflohen, bezog Knebel, deſſen ſchottiſcher Freund Heron Jena verlaſſen hatte, im April 1787 wieder Goethes Gartenhaus, wo er ſich mit der Ueberſetzung Platoſcher Dialoge beſchäftigte. Hier ſuchte ihn Schiller auf, der viel von ihm gehört hatte, aber keinen angenehmen Eindruck empfing. Seine briefliche Aeußerung vom 12. Auguſt gegen Körner beweiſt indeſſen, welches Anſehens Knebel ſich in Weimar erfreute. „Dieſer Tage bin ich auch in Goethes Garten geweſen beim Major von Knebel, ſeinem intimen Freunde. Goethes Geiſt hat alle Menſchen, die ſich zu ſeinem Cirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Spekulation und Unterſuchung mit einem bis zur Affektion geſteigerten Attachement an

die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben. Aber es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich-Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht anempfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils, weil er hier für einen der gescheitesten Köpfe gilt, und das mit Recht, theils, weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat. In beiden Fällen also wär's auffallend gewesen, ihn zu ignoriren. Daß wir nicht für einander taugen, wirst Du aus dieser Schilderung schließen, übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht."

Schillers Annahme, daß sie nicht für einander taugten, bestätigte sich insofern, als sich ein näheres persönliches Verhältniß zwischen ihnen nicht entwickelte, Knebel sogar gegen Ende seines Aufenthalts in Ilmenau in Folge der zwischen Herder einerseits und Goethe

und Schiller andrerseits entstandenen Kälte stark verstimmt gegen Schiller und Goethe war. Sonst aber fehlte es nicht an mancherlei Berührungen und sogar persönlichem Verkehre zwischen beiden: Wiederholte Besuche wurden gewechselt, Knebels Uebersetzungen aus Properz fanden im Jahre 1796 Aufnahme in Schillers „Horen", Knebel übersandte ihm später (1798) ein Druckexemplar seiner Properzübersetzung, Knebels Elegie „die Stunden" erschien 1799 in Schillers Musenalmanach, Schiller ließ Knebel bitten, im nächsten Jahre neue Beiträge zu senden, und Jeder nahm am geistigen Streben und Schaffen des Andern Antheil.[1] Wenn Knebel auch an Schillers langen Theaterstücken Ausstellungen zu machen hatte, so würdigte er doch seine Bedeutung sehr wohl. „Ich habe", schreibt er am 10. Juli 1802 an Amalie von Imhoff, „in seinem Hause und seinem Wesen eine Harmonie gefunden, die ich äußerst schätze. Nur so däucht mich, kann man sich bey der buntscheckigen Nähe der Welt als ein Weiser erhalten."[2] Und als Knebel auf einer Gesellschaft beim Professor Fahrenkrüger in Jena Schillers Ableben erfuhr, drückte er, während alle Uebrigen in

[1] Ob Knebel, wie Grimm, Vorlesungen über Goethe, meint, auf Schiller schlecht zu sprechen war, weil er sich durch ihn bei Goethe abgesetzt fühlte, möchte zu bezweifeln sein. Sein Freundschaftsverhältniß zu Goethe blieb auch, als dieser und Schiller einander gefunden hatten, ungetrübt. Die Verbitterung gegen Schiller trat erst später in Ilmenau ein.

[2] In meinem Besitz; bislang ungedruckt. D. V.

tiefem Schmerze verstummten, seinen aufrichtigen Kummer, auf den Tisch schlagend, durch die Worte aus: „Der Tod ist doch der wahre dumme Junge!“ [1]

Durch dieses eigenartige Anerkenntniß von Schillers Werth sühnte er gewissermaßen die Verirrung, in seiner Denkschrift über die deutsche Litteratur Schiller aus persönlicher Verbitterung unter Deutschlands hervorragenden Dichtern „verschwiegen“ zu haben. —

In Goethes Gartenhause führte Knebel wieder ein wahres Anachoretenleben und versank von neuem in melancholische Grübeleien. „Ich bin“, schreibt er am 2. Juli 1787 dem Herzoge, „fast beständig nur in meiner Einsiedeley, wo ich jedoch zuweilen Besuche erhalte. Hier suche ich — eine künftige Auszehrung, die mir wahrscheinlicherweise noch bevorsteht, noch um einige Jahre hinauszuschieben — wo möglich.“

Carl August sprach ihm Trost zu, er nage zu viel an sich selbst, und forderte ihn am 1. Oktober [2] auf, mit nach Berlin zu reisen.

Knebel aber, dem die Reise sowohl wegen des Aufenthalts in Berlin als wegen der damit verknüpften Unruhe „abscheulich in jeder Rücksicht“ war, lehnte das freundliche Anerbieten mit Berufung auf

---

[1] H. Crabb Robinson, Ein Engländer über deutsches Geistesleben, Weimar 1871, S. 296.

[2] Nicht, wie nach Knebels Brief an Herder, Nr. 22 in Düntzer, „Von und an Herder“ anzunehmen, im Juli, denn Knebels Brief ist am 2. Oktober geschrieben.

ſeine ſchwankende Geſundheit ab. „Ohne das zu wiederholen“, ſchreibt er am 2. Oktober, „was ich Ihnen, gnädigſter Herr, ſchon geſtern einzuwenden mir die Erlaubniß nahm, nämlich, daß der Nutzen, den ich Euer Durchlaucht auf dieſer Reyſe leiſten könnte, Sich jeden anderen Gegenſtand gar leichtlich erſetzen könnten, ſo muß ich, wenn ich mich ſelbſt überſehe, beynahe die gänzliche Unmöglichkeit meines phyſikaliſchen und moraliſchen Vermögens vorwenden. Von einer in beyder Rückſicht zu empfindlichen und beynahe kränkelnden Natur kann ich meine innere Glückſeligkeit nur durch eine der Gleichgültigkeit ganz nahe grenzenden Mäßigung erhalten, die für den gewöhnlichen Gebrauch der Welt zu halben Endzwecken mich ganz untüchtig macht, und auf der anderen Seite vermag auch mein Körper eine ſehr abwechſelnde Lebensart und von vielen Seiten in Bewegung geſetzte Vorſtellungskraft nicht mehr zu ertragen. Was aber die äußerlichen Umſtände und beſonders auch meine hieſige Lage betrifft, ſo finde ich mich aus meiner mittelmäßigen Häuslichkeit aufs neue wieder herausgeriſſen und fühle darin keine Verbeſſerung meines Zuſtandes.“

Freundlich erwiderte der Herzog[1], wenn Knebel die Reiſe für ſich nicht zuträglich halte, möge er ſich treiben wie er wolle, nur froh und wohl ſein und leben.

[1] Düntzer, Briefe Carl Auguſts an Knebel und Herder, S. 81 Nr. 39; doch iſt dieſer Brief nicht gegen Mitte Juli, ſondern im Oktober geſchrieben.

Auch ſuchte er ihn wieder mit Anfertigung diplomatiſcher Schriftſtücke zu beſchäftigen, was Knebel zwar dankbar anerkannte, bedauernd jedoch, wie wenig er im Grunde dem Herzog ſein könne.

Das Leben ohne Amt und Beruf befriedigte ihn nicht, der Herzog aber, welcher ſeine Eigenthümlichkeiten kannte, bot ihm eine amtliche Stellung nicht an.

Knebel beſchränkte ſich daher auf wiſſenſchaftliche Beſchäftigung[1], zu welcher ihn beſonders Herder anregte.

Nach ſeiner Rückkehr aus Ansbach hatte ſich das Band der Freundſchaft immer feſter zwiſchen ihnen geſchlungen. Herder, in der Meinung, Knebel könne bei gehöriger Anregung Bedeutendes leiſten, ermüdete nicht, ihn beſtändig zur Arbeit und Ausdauer anzuſpornen und machte andererſeits den Freund zum Genoſſen an ſeinen eigenen Arbeiten, beſonders auch an ſeinen religiös-philoſophiſchen, für welche Knebel volles Verſtändniß hatte, ſo daß er ſich in Herders Ideenkreiſe ſtets mehr vertiefte und die Gedanken beider Männer immer mehr die gleiche Richtung annahmen und ſich ähnlich wurden. Namentlich fielen Herders Ideen über die Vervollkommnung des Menſchen, über ſeine Beſtimmung zu ſteigender Humanität bei Knebel auf ſo fruchtbaren Boden, daß er Herders humaniſtiſche Lehren in verſchiedenen philoſophirenden Aufſätzen[2]

[1] Briefe populären Inhalts. Nachlaß III, 180 ff.

[2] Ueber Polytheismus, des Menſchen Leben und Streben,

weiter ausarbeitete. Freilich entfernte er sich hierbei, seiner allmählich mehr zum Naturalismus hinneigenden Denkungsweise folgend, vom christlichen Glauben weiter als Herder. Einige von Herders Humanitätsbriefen haben Knebel zum Verfasser, und mehrfach war der Urheber nicht erkennbar. So sprach z. B. Schiller Knebels durch das Gedicht „Die Götter Griechenlands" veranlaßten Aufsatz über Polytheismus, welcher im April 1788 im Deutschen Merkur erschien, als gemeinsame Arbeit Knebels und Herders an[1]. An diesen Arbeiten Knebels empfand Herder große Freude, während Ersterer das Hauptverdienst daran in edler Bescheidenheit dem Freunde zuerkannte, als dessen „Absenker" er größtentheils ansah, was er Gutes hervorbrachte. Nur auf des Letzteren stetes Drängen entschloß er sich zur Veröffentlichung einiger Aufsätze im Deutschen Merkur, denn er scheute sich sehr, vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Auch als Uebersetzer bethätigte er sich, indem er auf Anregung von Frau von Stein das erste Buch

---

über die Nothwendigkeit der Bildung des Menschen zur Intelligenz, Beiträge zur Intelligenz, Knebels litter. Nachl. III, 185 ff. Von und an Herder III, 38. 77 ff.

[1] Schiller an Körner am 7. Mai 1788: „In dem Aprilstück des Merkur ist ..... ein Aufsatz über Polytheismus von Herrn von Knebel und Herder zusammengestoppelt." — Vgl. auch Carl Redlich, „Herder oder Knebel, im Archiv für Litteraturgeschichte Bd. 14 S. 137—142, betreffend Düntzers Veröffentlichung von 54 unbekannten Sprüchen Herders", welche jedoch Knebel zum Verfasser haben.

der Elegien des Properz ins Deutsche übertrug, von Herder mit Rath unterstützt[1].

Einige Pläne zu größeren Arbeiten kamen nicht zur Ausführung. So beschäftigte er sich eine Zeit lang mit einer Philosophie der Geschichte und schrieb unter Anderem an Herder: „Seit sieben Jahren und länger trage ich mich mit einer Parallele der Dreymänner Spinoza, Shaftesbury, Leibnitz und habe nicht dazu kommen können. Vorigen Sommer fing ich aufs Neue an und ging drüber, die beiden ersten waren durchgelesen, da kam die unbändige Hitze und mein Geist gerieth in solche Expansion, daß es wieder unterblieb. Jetzt soll's gewiß nicht lange unterbleiben." Es blieb aber beim Vorsatze.

In diesem Jahre — 1788 — beginnt der regelmäßige Briefwechsel mit Charlotte von Lengefeld in Rudolstadt, welche er im Herbst des Vorjahres daselbst besucht und später bei ihrem längeren Aufenthalte in Weimar schätzen gelernt hatte. Auch schloß er sich wieder an den am 18. Juni aus Italien heimgekehrten Goethe innig an. „Mit Knebel wird viel geschwatzt und er muntert mich auf, Manches zu schreiben," äußerte dieser zu Fritz von Stein. Kleine Mißklänge blieben freilich nicht aus. Goethe hatte seinen Un-

[1] Frau von Stein an Knebel vom 20. September 1789: „Es wird mich sehr freuen, Ihre Properzische Uebersetzung in einem Band zu sehen und werde mir auch etwas darauf einbilden, daß ich den Anlaß dazu gab."

muth erregt durch Veröffentlichung eines von Knebel an ihn gerichteten Briefes im Merkur und bat ihn am 28. Januar 1789 brieflich um Entschuldigung. Dieses Schreiben wies er jedoch nach eigener Angabe „grob von sich", und jetzt fühlte sich Goethe beleidigt. Völlige Aussöhnung fand aber erfreulicherweise bald statt.

In brieflicher Verbindung blieb er gleichzeitig mit Herder, welcher auf der Reise nach Italien sein Elternhaus in Ansbach besuchte und die Geschwister Max und Henriette sogleich sehr lieb gewonnen hatte. Er schrieb dem Freunde hierüber aus Ansbach, sein Bruder gleiche ihm außerordentlich, nur daß er jünger, flüchtiger, fröhlicher, also auch toller und kühner sei, als er. „Ihre Schwester", fährt er fort, „ist ein in ihrer Art einzig zartes Wesen. Mir war beim ersten Anblick, als ob ich sie schon einmal gekannt hätte und nur nicht hinzubringen wüßte. Von Stunde zu Stunde ward sie es immer mehr. Ein sonderbar schüchternes Täubchen an Bescheidenheit, Güte und wunderbarer Zartheit der Seele. Alles hängt an Ihnen, lieber alter Mönch, zumal Ihre Schwester."

Ueber die eigene Beschäftigung schreibt Knebel am 30. Mai folgenden Jahres aus Jena an Herder: „Ich bin diese Zeit über erbärmlich weise gewesen, so daß ich mich beinahe schämen muß. Aber unglücklich war ich nicht, und ich glaube, ich würde es nicht werden, wenn ich auch noch weiser würde. Eine einfache rich-

tige Beſtimmung thut mir höchſt wohl, und da ich ſie ſogar nicht in der Welt finden kann, ſo muß ich ſie in mir ſelbſt ſuchen und in dem bißchen Wiſſenſchaft, das ich noch erreichen kann.“ Und am 28. Juni an die Herzogin Amalia: „Wir leben anjetzt viel unter den alten Griechen und Römern. Auch hier in meinem Gartenhauſe wehen mich die ſchönſten Bluhmen griechiſcher und römiſcher Dichtkunſt an, die ich mir hierher zuſammen getragen habe.“

Aber aller Verkehr mit den Muſen, den Freunden und befreundeten Frauen — vor allen ſchätzte er Frau von Stein ſehr hoch, wie er wiederholt gegen Henriette hervorhebt und auch mit der poetiſch beanlagten Frau Bürgermeiſterin Bohl im nahegelegenen Lobeda unterhielt er freundſchaftlichen Beziehungen — gewährte keine dauernde Befriedigung, und wiederum regte ſich der Wunſch, dem Freundeskreiſe zu entfliehen. Umſonſt ſuchte ihn Goethe durch Anregung zu botaniſchen Beſchäftigungen zurückzuhalten, denn als er nach Jena geht, um mit Knebel Botanik zu treiben, überſiedelt dieſer nach Weimar und Goethe wohnt allein in Knebels Zimmern im Jenaer Schloſſe. Als Penſionair angefeindet und ſich unbefriedigt fühlend hielt Letzterer es aber auch in Weimar nicht mehr lange aus, ſondern bat den Herzog am 13. Oktober[1] 1789 um Entlaſſung aus ſeinen Landen auf eine ganz unbeſtimmte Zeit.

[1] Knebels Angabe in ſeinem Briefe vom 12. Oktober Nr. 44 a. a. O., er habe „heute“ an den Herzog geſchrieben, iſt unrichtig.

Zugleich vertheidigte er sich gegen die Verläumdung, daß er in Schulden stecke und schilderte seine Lage in folgenden Worten: „Ohne Bestimmung und selbst ohne einen Charakter, der mich nicht bei jeder Gelegenheit den eingebildeten Vorzügen des Jüngsten aussetzte, irre ich seit verschiedenen Jahren umher, der Vorwurf der Einheimischen und Fremden. Keine Stunde meines Lebens wird mir zu lang. Aber Eure Durchlaucht erkennen von selbst an, daß ohne alle Aeußerung eines öffentlichen Urtheils selbst bei der persönlichen Gnade man in einem kleinen Staate der Gegenstand des Neides, der Verläumdung und zuletzt auch gar der Verachtung werden könnte. Mein bisheriges Leben so fort zu setzen, fällt mir auch beinahe unmöglich. Kein Mensch lebt ohne Ziel, ohne eine heimliche Hoffnung."

Der Herzog wies die Möglichkeit der Annahme, daß Knebel in Schulden stecke, zurück. Derartige Mißverständnisse entständen daher, daß Knebel öfters eine Gesellschaft meide, in welcher er gern gesehen sei, und sich jedes Mitglied bemühe, ihn so oft zu sehen, als nur möglich, indem er Knebels neue Beharrlichkeit bedauerte, den Cirkel guter Gesellschaft durch seine Abwesenheit verkleinern zu wollen; er bewilligte ihm jedoch den Urlaub, mit dem Wunsch, daß er recht bald vergnügt heimkehre.

Gab ihm die Bewilligung dieses Urlaubs zwar, wie er an Herder schrieb, gleichsam einen neuen Strahl

von Hoffnung, so empfand er doch bitter, daß der Herzog auf seine Bitten um Verwendung in praktischer Thätigkeit taub geblieben war. „Wenn man einen Freund erhalten will, so muß man ihm auch Möglichkeit zur Existenz geben. Es ist nicht genug, daß man ihm Nahrung und Bücher giebt und nun gleichsam zu ihm sagt: „Setze dich hin und schreibe unsterbliche Werke und unterhalte die Gesellschaft“.“

Daß ihm der Herzog auf seine Vorstellung, er könne „ohne einigen äußerlichen Antheil an den Sachen nicht leben“ mit keiner Zeile geantwortet habe, fand Knebel nicht ganz menschlich.

In Jena hielt man auch Knebels Anstellung für nahe bevorstehend, wie Loder ihm am 8. November 1789 schrieb: „Ich sehe Sie als einen halben Akademiker an und hoffe, daß sie es bald ganz werden sollen und wollen.“

Auch Frau von Stein wollte den bewährten Freund nicht ziehen lassen, sondern redete ihm am 19. Oktober brieflich zu, seine Bescheidenheit bei Seite zu legen und nochmals schriftlich in den Herzog zu dringen, ihm Aussicht auf Anstellung in Jena zu geben, oder ihn beim Könige (von Preußen) zu einem besseren Dienste zu verhelfen. Ob er diesen Rath befolgte, ist nicht ersichtlich. Immerhin wurde ihm der Abschied aus der gewohnten Umgebung schwer und erst im April nächsten Jahres reiste er nach Ansbach ab.

Siebentes Kapitel.

Im Elternhause empfingen Knebel keine angenehmen Eindrücke. Sein jüngerer Bruder Max, ein gut veranlagter, aber von Jugend auf zur Melancholie geneigter Mensch erfüllte durch seine traurige Gemüthsstimmung schon seit längerer Zeit die Herzen der Seinigen mit banger Sorge. Er genoß zwar als Rittmeister der Markgräflichen Leib-Dragonergarde und Kammerherr die Gunst des Markgrafen und der intriganten Lady Craven in hohem Grade, fühlte sich indessen in Ansbach gerade wegen seiner häufigen Heranziehung zum Hofe sehr unbefriedigt. Seine Melancholie hatte jetzt einen besonders hohen Grad erreicht, so daß seine Geschwister sich auf alle Weise bemühten, ihn aufzuheitern. Allein umsonst, denn am 7. Mai 1790 erschoß er sich auf einem Spaziergange fast unmittelbar neben seinem Bruder Carl Ludwig. Dieser war tief erschüttert[1], und auch seine Freunde,

[1] Vgl. den interessanten Brief vom 12. Mai Nr. 48 Von und an Herder. Des Bruders Andenken ehrt das Gedicht: „Der Hügel." Nachlaß I, S. 24 ff.

besonders Herder, nahmen innigen Antheil. Sofort erbot sich der Herzog, welcher es eigenthümlicherweise als ein tröstliches Gefühl bezeichnete, wenn er gehört habe, daß ein Mensch, der blinde Sklave seines Schicksals, die Fessel abschüttelnd sein Leben eigenmächtig geendet habe, Knebels Mutter und Schwester in Weimar oder Jena anzusiedeln, um sie der traurigen Umgebung zu entziehen. Die alte Mutter konnte sich indessen zu einem Wohnungswechsel nicht mehr entschließen.

Knebel blieb zunächst bei den Seinigen und vollendete einige philosophische Abhandlungen, von welchen die Aufsätze „Meinungen und Gedanken“ und „Ueber die Sprache“ im deutschen Merkur erschienen. Aber die Weimarer Freunde suchten bald wieder ihn zurückzugewinnen. Herder unterhandelte nochmals mit dem Herzoge über die Möglichkeit einer Anstellung, und wirkte ihm, da der Herzog eine solche wiederum ablehnte, eine Pensionserhöhung von 200 Thalern aus, suchte ihn mit dem Gedanken, daß er Pensionair sei, zu versöhnen und ihn zur Rückkehr zu bewegen.

Goethe wollte eine zwischen der Herzogin Amalia und der Göchhausen eingetretene Spaltung, welche er als völligen Bruch ansah, benutzen, um Knebels Beziehungen zu Weimar wieder zu befestigen, indem er vorschlug, die Göchhausen durch Knebels geistvolle Schwester Henriette zu ersetzen. Diese war der Herzogin Mutter schon auf der Rückreise von Italien in Nürnberg vorgestellt und hatte deren Herz „durch ihren

lieben ſanften Umgang“ alsbald für ſich gewonnen. Er forderte daher den Freund auf, mit Henriette nach Weimar zu kommen. Sein Wunſch nach dem Beſitze eines kleinen Landgutes (für ſeine Mutter) könne vielleicht in Jena erfüllt werden. Knebel lehnte in dem oben gedachten Schreiben an Goethe vom 31. Oktober 1790 die Stellung einer Hofdame für Henriette ab, erklärte aber ſpäter, er werde nächſtes Jahr mit ihr in Weimar erſcheinen, welche Stadt er als Ruheort für ſich und die Seinigen anſah. In Ansbach mochte er nicht bleiben. Die unerquicklichen Zuſtände daſelbſt ſchildert er am 20. Juni 1790 dem Herzoge: „Verſtand, Art, Rechtlichkeit und Ordnung ſind Sachen, die hier in Ansbach nur durch Zufall beſtehen können. Ein jedes ſucht nur ſeinen Vortheil und das mitunter auf die lumpigſte Art. Der Roſt des Eigennutzes hat alle Gemüther angefreſſen. Ariſtokratiſche Inſolenz und Stolz ſoll Solches nur zuweilen bemänteln. Der Miniſter Seckendorff hat auch ſeine Stelle ohne Gnadengehalt verloren. Die engliſche Lady[1] exercirt einen türkiſchen Despotismus in einem teutſchen Lande“. Aehnlich hatte er am 8. Juni der Herzogin Amalia geſchrieben: „Wir leben hier unter einer dicken Atmoſphäre und die rohe Willkür brütet unter derſelben plumpe Geſtalten aus. Zwar fehlt es dieſer Nation nicht an einem gewiſſen derben Stoff, aber ſie wird

[1] Lady Craven.

durch kein Exempel zur Spiritualität gereizt, und der Theil derselben, welcher den höchsten Rang besitzt, ist meistentheils zu rohem Unwesen oder feiger Niedertracht ausgeartet".

Trotz dieses Mißfallens an den heimischen Verhältnissen und obgleich er in Weimar namentlich im Gesellschaftskreise der Herzogin Mutter sehr vermißt wurde, blieb Knebel seiner Angehörigen wegen noch den Winter in Ansbach. Hier schrieb er einige philologische Abhandlungen, darunter „Ueber die Sprache", welche Herder im Märzheft des Merkurs veröffentlichte. Erst am 12. Juni 1791 traf er, mit lebhafter Freude begrüßt, mit Henriette in Jena ein, welche bei ihrer bald darauf erfolgenden Vorstellung zuvorkommende Aufnahme im Hofkreise fand und die bei einem Besuche Herders in ihrem Vaterhause angeknüpften Beziehungen erneuerte.

Doch nur mit schwerem Herzen entschloß sie sich, in den Dienst des Weimarer Hofes zu treten, denn sie war ebensowenig für das Hofleben geschaffen, wie ihr Bruder und mußte ihre alte Mutter in Ansbach zurücklassen. Aber der ihr schon seit längerer Zeit unbehagliche Aufenthalt in Ansbach war ihr durch das tragische Ende ihres Bruders Max völlig verleidet worden. Sie überließ daher die Mutter der Pflege ihrer innigst geliebten Freundin Caroline von Bose (Boschen) und kehrte nach einigen Monaten von Ansbach nach Weimar zurück, wo sie am 30. Oktober eintraf.

Sie übernahm die Erziehung der fünfjährigen Prinzessin Caroline und hatte die Freude, auch dem geliebten Bruder in Weimar nahe zu sein, dessen längst ersehnter, aber nie erfüllter Wunsch war, mit ihr einen gemeinschaftlichen Haushalt zu führen, denn Heirathsabsichten lagen ihm völlig fern. Aber bald fühlte er sich wieder unbefriedigt in Weimar. „Am Ende bleiben dem Manne, schrieb er an Boschen, nur die ernsteren still zurückgezogenen Wissenschaften, bei welchen sich sein Gemüth am ersten beruhigt". Er „möchte sich ganz in ihren Cirkel einschließen, aber Verhältnisse und Gesundheit erlaubten es nicht ganz", denn „die Leute hätten ihn in Weimar zu gern, um ihn glücklich zu machen", und schon Anfang Februar 1792 entfloh er wieder nach Jena, wo er dem verhaßten Hofleben ferner war, und das wärmere Klima ihm besser behagte, während ihn in Weimar häufig Katarrhe und Rheumatismus plagten.

Ueber das Hofleben klagt er am 20. Januar 1792: „Das Mittagsmahl bei Hofe machte mich sehr unglücklich. Ich kann nichts weniger vertragen, als rohe Grobheit und öde Langeweile dazu mit Respekt aufgestutzt, ist eine Situation der Hölle. — So eine Hofgesellschaft ist etwas Abscheuliches". Und drei Tage später: „Man bat mich nach Hof, aber ich schlug es ab; der Gedanke dahin ist mir unerträglich. Ich kenne kein elenderes Zusammensein". Henriette holte ihn jedoch zurück, und er las am 17. Februar in der Abend-

gesellschaft der Herzogin Amalia seinen Aufsatz über „Wohlwollen, Achtung und Höflichkeit“ vor[1].

Aber am 26. April „entrann er wieder nach Jena, kehrte jedoch im Juni nach Weimar zurück und bezog ein früher Wieland gehöriges Gartenhaus außerhalb der Stadt, „nur von Krautländern umgeben“[2]. Hier fuhr er in der schon früher begonnenen Uebersetzung des Lukrez fort, deren erstes Buch fast beendet war und schrieb die Abhandlung „Ueber die Kunst zu lesen“. Seiner Neigung zum ruhigen beschaulichen Leben durfte er sich hier in seinem kleinen Heim, welches er nur zu gelegentlichen Ausflügen nach Jena und Ilmenau verließ, nach Wohlgefallen überlassen, während er gleichzeitig seinem Herzensbedürfnisse nach dem Umgange

[1] Böttiger, litterarische Zustände und Zeitgenossen Bd. I S. 32 behauptet, diese Abhandlung habe unter manchen starken Reflexionen folgende enthalten: „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen sind (gentilesse, gentlemanlike). Auf deutschem Boden geht das nicht. Die Fürsten erhielten ihre Hochschätzung zuerst, weil sie die stärksten und klügsten im Volke waren. Diese Hochachtung ist erblich unter der Voraussetzung geworden, daß die Nachkommen der Fürsten die Wechsel richtig bezahlen werden, die ihre Vorahnen auf sie zogen“. Der Herzog habe dem wackeren Knebel seinen Beifall laut zu erkennen gegeben. Scherr, Schiller und seine Zeit Bd. II S. 73 druckt diese Stelle ab mit dem unerwiesenen Zusatze „und gerade bei dieser Stelle bezeugte der Herzog dem wackeren Knebel laut seinen Beifall“. In Knebels litterarischem Nachlasse Bd. III S. 265 ist aber die Stelle des Knebelschen Aufsatzes, welche den Beifall hervorgerufen haben soll, überhaupt nicht enthalten.

[2] Auf dem Junkerkirchhofe, südlich von der Brauhaus-, jetzigen Kaiserin Augusta-Straße.

mit Freunden, zu welchen jetzt auch Heinrich Meyer zählte, Genüge thun konnte. Im folgenden Jahre 1793 beendete er das erste Buch des Lukrez und schrieb seine „philosophischen Briefe".

Eine besondere Bedeutung erhielt dieses Jahr durch den Eintritt seiner nachmaligen Gattin Louise Dorothea Ulrike Emilie Rudorff in Weimar[1]. Sie war nach dem Tode ihres Vaters, wie es heißt, eines Preußischen Husarenoffiziers mit Mutter und Schwester in bedrängter Lage zurückgeblieben. Da sie von hervorragender Schönheit und mit herrlicher Stimme begabt war, ließ die Mutter sie durch den Königlichen Kapellmeister Franz Benda zu Berlin in der Gesangskunst ausbilden, welcher sie seinem Schwiegersohne, dem Kapellmeister Wolf in Weimar empfahl. „Biegsamkeit, Reinheit, Frische und Anmuth der Töne" waren ihr eigene Vorzüge, deren sich damals wenig deutsche

[1] Vielfach wird sie als von Rudorf aufgeführt. Im Taufscheine ihres Sohnes Carl 1796 ist sie als Emilie Louise Rudorffin bezeichnet. Auch das Trauungsbuch von Ilmenau führt sie im Jahre 1798 als Rudorff auf, und Knebel selbst schreibt am 3. November 1797 an Herders Gattin „es fehlt ihr das Silbchen von". Düntzer läßt sie in Landsberg a/Warthe am 7. Juni 1776 geboren sein; die dortigen Kirchenbücher ergeben indessen hierüber nichts, ebensowenig, wie ich mich selbst überzeugt habe, das Kirchenbuch in Lauenburg in Pommern, welche Stadt ebenfalls häufig als Ort ihrer Herkunft bezeichnet wird. Nach dem in Jena ausgestellten Todtenscheine von 1853, welcher sie als von Rudorf bezeichnet, soll sie am 11. Juli 1777 geboren sein. Der Geburtsort ist nicht angegeben. Die Jahreszahl mag zutreffen, der 11. Juli ist jedenfalls unrichtig, da aus Knebels Tagebüchern sich unzweifelhaft der 7. Juni als Geburtstag ergiebt.

Sängerinnen in gleichem Grade rühmen konnten[1]. Zuerst sang sie auf dem Herzoglichen Theater, wurde aber bald von der Herzogin Amalia zur Kammersängerin ernannt, welche Erstere ihr ihre volle mütterliche Liebe zuwandte und ihrer „guten Rudel" bis zum Tode erhielt. Durch herrlichen Gesang und munteres, stets zu Scherzen und fröhlicher Laune aufgelegtes Wesen gewann das jugendfrische „schöne Rudelchen" alle Herzen. Allmählich zog sie auch des grämlichen Knebel Aufmerksamkeit auf sich, da er sie häufig bei der Herzogin Amalia sah. Er empfand zwar damals eine stille Verehrung zur schönen Elise Gore, einer Tochter des 1791 nach Weimar übergesiedelten Engländers Gore, aber Louise machte auch auf ihn einen so lebhaften Eindruck, daß er trotz großen Altersunterschiedes — 54 zu 17 Jahren — mehr und mehr von ihr bezaubert wurde und schon am 8. Dezember 1793 an Goethe berichtet, wie vortrefflich Louise im Figaro gesungen habe, obwohl sie krank gewesen sei. Und auch die ebenfalls dichterisch beanlagte Louise — sie veröffentlichte später einige Gedichte in Schillers Musenalmanach — fühlte sich hingezogen zu dem ihr mit großer Aufmerksamkeit begegnenden älteren klugen Manne, welcher ihretwegen bis zum Juni 1797 in seinem Gartenhause zu Weimar wohnen blieb und „sich das Leben nicht ganz ungenieß-

[1]) Weimars Album S. 60; die Stimme soll an Wohllaut die der Catalani übertroffen haben.

bar zu erhalten suchte, indem er sich von der unbedeutenden, oft widrigen Menge entfernte".

Im Sommer 1795 fuhr er zwischen der Arbeit am Lukrez in der Uebersetzung der Elegieen des Properz fort und sandte Goethe Probestücke zu, welcher deren Veröffentlichung in den „Horen" empfahl, die im folgenden Jahre in der von Goethe verbesserten Gestalt erfolgte. Auch nahm er an Goethes optischen Arbeiten „auf eine sehr freundschaftliche Weise" Antheil, was dieser gegen Schiller dankbar anerkannte[1], und begnügte sich im Uebrigen „viel Gutes" zu lesen.

Im folgenden Jahre lernte er den in Weimar zum Besuch verweilenden Dichter Jean Paul kennen, welcher sich von ihm sympathisch berührt fühlte: „Er ist ein Hofmann im Aeußern, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach" schrieb er über Knebel an seinen Freund Otto. Knebel machte ihn mit Schiller bekannt.

Aber das selbstgewollte Einsiedlerleben gewährte wieder keine Befriedigung und namentlich wurde ihm der Aufenthalt in Weimar immer mehr zuwider. Die rauschenden Festlichkeiten, die „höfische Nähe, welche ihm nach und nach alle feineren und besseren Lebensgeister abspannte", der Zwang, welcher ihn hinderte, seine Ansichten über die Mängel der Regierung des Weimarer Landes und seine Verehrung für den französischen Freiheitsschwindel so frei zu äußern, als es

[1]) Vgl. Goethes Briefe an Schiller vom 17. u. 25. Dezember 1796 und Schillers Brief vom letzten Tage.

ſeiner wenig vorſichtigen Ausdrucksweiſe und nach Unabhängigkeit ſtrebenden Natur entſprach, waren ihm tief verhaßt, ſo daß der Wunſch immer ſtärker wurde, den läſtigen Zwang abzuſchütteln. Weimar ſchien ihm, wie er an Henriette ſchrieb, als eine „wahre Seelen-eſſigfabrik“ und er „bat ſeinen Schöpfer, ihn nur nicht mehr in Weimar fortleben zu laſſen“. Dieſe Geiſtes- und Gemüthsfeſſeln, die noch größtentheils durch Schonung angelegt wurden, empfand er als unerträglich.

Endlich war er zu Louiſe Rudorff in ſo nahe Beziehungen getreten, daß er ſich trotz vorgerückten Alters entſchloſſen hatte, ſie zu heirathen. Aber, ſelbſt mittellos und nicht frei von Schulden, durch litterariſche Arbeiten nur wenig verdienend, fürchtete er, mit der gleichfalls unbemittelten Braut einen Hausſtand nicht gründen zu können, und raffte ſich nochmals zu einem Verſuche auf, durch Uebernahme eines Civilamtes in einem anderen Lande ſich eine auskömmliche Stellung zu erringen. Er verkaufte daher ſeinen Garten an C. A. Böttiger und verließ im Juni 1797 für immer das verhaßte Weimar. Bis Coburg begleitete ihn ſein neugewonnener Freund Mathiſſon, deſſen ſchwärmeriſche Naturbewunderung der ſeinigen verwandt war. In Bayreuth bemühte er ſich, freilich nicht ſehr energiſch, eine der neu eingerichteten Kreisdirectorſtellen zu erlangen. Der befreundete Präſident von Schuckmann verſicherte ihm auch, daß ſein Einrücken in ein ſolches Amt bei eintretender Erledigung nicht ſchwierig

sein werde. Aber Knebel fühlte selbst, wie wenig er in seinem Alter und bei seinem Hange zu einer stillen nur der Beschäftigung mit den eigenen Liebhabereien gewidmeten Leben für eine geregelte Beamtenthätigkeit tauge und betrieb seine Bewerbungen nur sehr lau. „Ich bin jetzt", schrieb er an Goethe, „unbekümmerter um mein Schicksal und ob es mir gleich an Fleiß und gutem Willen nicht fehlen wird, so scheue ich mich doch, eine Laufbahn zu betreten, zu der entweder eine ältere Erfahrung gehört oder ein etwas jugendlicherer Trieb zum Aushalten in meist subalternen Geschäften. Gehe es nun, wie es wolle, ich will unbekümmert um mein Schicksal sein, an gutem Willen hat es mir nicht gefehlt, die Hälfte der Schuld mögen die verkehrten Zeiten tragen".

Goethe, welcher sich ebenfalls zum „Privatmenschen" geboren fühlte und dem die mit großer Treue erfüllten Amtspflichten doch endlich unerträglich geworden waren, bestärkte den Freund in seiner Abneigung gegen das Beamtenleben und widerrieth ihm, sich noch in alten Tagen einer solchen Subalternität auszusetzen, welche jeden rechtlich denkenden Menschen zur Verzweiflung bringen müsse.

Und Herder, auf dem neben wissenschaftlichen Arbeiten die Amtsthätigkeit mit oft schmerzlich empfundener Schwere lastete, rieth gleichfalls ab: „Bewahre Sie Gott vor dem Karrenwesen, über kurz oder lang gingen Sie drüber zu Grunde". Er würde wohl Recht gehabt

haben, noch weniger als früher hätte der kränkliche Mann, der gewohnt war, nur sich und den eigenen Launen zu leben, sich in eine geregelte Amtsthätigkeit gefunden, sondern würde sich solch lästiger Bürde alsbald wieder voll Unmuth entledigt haben. Dies selbst fühlend, war er froh, seine Bemühungen nicht sogleich von Erfolg begleitet zu sehen und beruhigte sein Gewissen durch die Erwägung, daß er sich doch zu einem Versuche aufgeschwungen hatte. Darum betrieb er die Bewerbung nur lau, und Alles blieb beim Alten. Statt in den Staatsdienst zu treten, ging er im August nach Nürnberg, beschäftigte sich mit der Durchsicht seiner Properzübersetzung und blieb hier, wo es ihm viel besser gefiel als in Weimar bis zum Januar. Auf Goethes Rath, welchem er bei einem Aufenthalte in Nürnberg, auf der Rückreise aus der Schweiz, seine Heirathspläne mitgetheilt hatte, trug er dem an der Spitze der Ansbach-Bayreuthschen Verwaltung stehenden Preußischen Minister von Hardenberg seine Wünsche vor, um sich eintretenden Falles eine gute Sinekure zu sichern. Zu den seiner Heirath entgegenstehenden Schwierigkeiten trat jetzt noch ein neuer Streit mit der innigst geliebten Schwester! Wie er überhaupt seinen Heirathsplan möglichst geheim gehalten, so hatte er ihn auch Henriette gegenüber verheimlicht, welche, als sie durch den Herzog davon erfuhr, tief entrüstet war, sowohl über die Verheimlichung als über die beabsichtigte Verbindung mit einer Schauspielerin und

Sängerin, welche ihr als Mißheirath erschien. Vergeblich suchte er die Erzürnte von der Nothwendigkeit seiner Verehelichung zu überzeugen: während die sanfte Mutter einverstanden war, blieb die sonst so zärtliche Schwester unbeugsam, und das schöne geschwisterliche Verhältniß erhielt einen klaffenden Riß, so daß jeder Verkehr abgebrochen wurde.

Knebel ließ sich dieses Mal in seinem Entschlusse nicht wankend machen. Obwohl er seine Heirath selbst als einen gefährlichen Schritt bezeichnete, erblickte er in ihr die einzige Rettung: Eigentlich war seine Absicht gewesen, mit Henriette einen gemeinschaftlichen Haushalt zu führen. Da diese aber durch ihre Stellung noch auf Jahre gebunden war, konnte hiervon keine Rede sein. Aber gerade jetzt mußte er zu irgend einer neuen Lebensstellung seine Zuflucht nehmen, denn in das „Weimarische Joch" wollte er um keinen Preis zurück, die Pläne betreffs einer Civilanstellung hatten sich zerschlagen, seine Weimarische Pension in Nürnberg zu verzehren schien auch nicht angängig. Dazu kam, daß er sich gegen Louise Rudorff verpflichtet fühlte und den Wunsch hatte, seinen im Jahre 1796 geborenen Sohn baldmöglichst zu legitimiren. Endlich konnte er nur durch die Heirath sich seiner Schulden entledigen, welche, wenngleich nicht bedeutend, bei seiner geringen Einnahme und geringem Geschick, mit ihr auszureichen, doch sein Gemüth belasteten. Er ließ darum durch seinen Vertrauten Einsiedel die

seiner Heirath entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Die Herzogin gab, obwohl ihr die Trennung von Louise schwer wurde, die Einwilligung, setzte ihr eine Jahrespension von 300 Thaler aus und schenkte noch 500 Thaler zur ersten Einrichtung. Der Herzog gewährte einen Vorschuß von 1500 Thalern, von denen ein Theil zur Deckung der Schulden Verwendung fand, überließ Knebel aber auf seine Anfrage ausdrücklich völlig freie Entschließung, ob er heirathen wolle oder nicht. Nachdem alle Vorfragen erledigt, wählte Knebel auf Herders Rath das seit dem Eingehen des Bergwerks sehr still gewordene Städtchen Ilmenau, welches ihm von den mit dem Herzoge unternommenen Jagdausflügen und späteren Besuchen zu mineralogischen Forschungen wohlbekannt war, zum künftigen Wohnsitze. Hier hoffte er für sein Herz die langersehnte Ruhe zu finden und fern vom verhaßten Weimar ein nur der stillen Beschäftigung mit den Musen und den Wissenschaften geweihtes Leben führen zu können. Zwar wollten seine zahlreichen Jenenser Freunde gern, daß er seinen Wohnsitz in Jena aufschlage, und er selbst hatte am 10. October 1794 an Herder geschrieben, es dünke ihm, als wenn nur dieser Ort dazu gemacht wäre, ihm die gehörige Ruhe des Geistes zu geben, welche er nirgends so finde. Aber auch Jena versprach wegen der großen Zahl von Bekannten und der Nähe Weimars noch nicht Stille genug.

Achtes Kapitel.

Im Januar 1798 eilte Knebel Tag und Nacht durch tiefen Schnee von Nürnberg nach Ilmenau, traf hier am 23. Januar bei dem befreundeten Bergrath Voigt ein und ordnete sein kleines Quartier an der Ecke der Marktstraße und Baugasse[1].

Am 9. Februar wurde er im Voigtschen Hause durch den Superintendenten Teubner mit Louise Rudorff getraut und begann endlich sich der langersehnten Ruhe zu freuen.

Am 17. Februar schrieb er an Goethe: „Übrigens ist mir mein Aufenthalt hier sehr lieb, und auch Louisen gefällt er — und so finde ich Ilmenau den leidlichsten Ort von der Welt." Louise sei gleich ihm glücklich, froh und heiter. Aber wunderlich sind seine Auslassungen über die Ehe: „Ich habe immer ein zartes gutes Gefühl und einen gesunden Sinn bei

[1] Hier soll sich, wenigstens nach von mir persönlich in Ilmenau eingezogenen Erkundigungen, Knebels erste Wohnung befunden haben. D. V. Knebel selbst schreibt am 24. Januar 1798 an Goethe von seinem „Quartier auf dem Markte".

einem Weibe für das angesehen, was zum Glück eines Mannes durch sie hinlänglich sei. Für die anderen hohen Naturen habe ich keinen rechten Sinn mehr und ich bin in neuerer Zeit immer mehr davon abgekommen, das eigentlich Moralische, das aus einer höheren Ansicht der Dinge und einer Vergleichung und Aehnlichstellung unserer Natur mit derselben sich herleitet, auf die weibliche Natur zu passen. — Ich kann mir durchaus keinen Zug eines Weibes in der Geschichte erinnern, der auf wahrer innerer moralischer Größe ruht." Vielleicht hätte er minder schroff geurtheilt, wenn das heldenhafte Auftreten seiner Landesherrin gegen den fremden Eroberer früher stattgefunden hätte, worüber er am 9. Januar 1807 voll Anerkennung an Jean Paul schreibt: „Unsere Herzogin hat sich wie eine wahre Heroine im alten Styl betragen, und das Schloß und wahrscheinlich auch das Land dadurch gerettet" [1].

Und am 9. März desselben Jahres schreibt er: „Ich suchte ein gesundes gutes Naturell, nicht zu grob und nicht zu zart, damit sich nicht gleich Alles niederschlägt. Dieses habe ich in meiner Louise größtentheils gefunden. Hätte sie ein wenig mehr innere Bildung oder Erziehung gehabt, oder wäre zu hoffen gewesen, daß diesem Mangel in den Jahren, die sie

---

[1] Vgl. auch unten Knebels Gedicht zum Andenken der Herzogin Luise.

in Weimar zugebracht, einigermaßen wäre nachgeholfen worden, so wäre sie gemacht, jeden Mann glücklich zu machen. So hat man sie mit Mißtrauen und anderen ökonomischen Vorurtheilen und Armseligkeiten behängt. Doch hoffe ich sie noch zum Theil wenigstens davon los zu machen und ich liebe sie von ganzer Seele. Sie ist brav, arbeitsam, häuslich und hat keine kleinen armseligen Anmaßungen und Eitelkeiten."

War Knebel somit anfangs im Allgemeinen hinsichtlich seiner an die Ehe geknüpften Erwartungen befriedigt, so fehlte es doch bald an häuslichen Stürmen nicht. Neben dem grillenhaften, oft melancholischen und mißmuthigen, leicht zur Heftigkeit neigenden älteren Manne, der bisher nur seinen Launen nachzugehen gewohnt war, hatte die ebenfalls leidenschaftlich heftige, am Weimarer Hofe sehr verwöhnte junge Frau keinen leichten Stand. Sie klagte brieflich der ihr mit unveränderter mütterlicher Liebe zugethanen Herzogin Amalia ihr Leid, welche auf beide Gatten versöhnend einzuwirken suchte und Louisen zur Geduld ermahnte. Knebel dankte ihr die Mittlerschaft freilich wenig, sondern betrachtete, im Glauben, die Frauen konspirirten gegen ihn[1], diesen Schriftwechsel mit großem Mißtrauen, und das eheliche Verhältniß wurde recht unerquicklich. Schon trug er sich mit dem Gedanken der Scheidung, gab ihn aber mit Rücksicht auf

[1] Von und an Herder III S. 122 ff. 136.

seinen Sohn Carl, und weil es ihm selbst unmöglich erschien, wieder unverheirathet zu leben, bald wieder auf, und bat vielmehr Herder um Vermittelung. Dieser löste gelegentlich eines im Knebelschen Hause im Herbst 1799 abgestatteten Besuches die Aufgabe eines Friedensstifters so glücklich, daß fortan eine ganz andere Luft daselbst wehte, und Knebel dankbar anerkannte, Herder habe durch seinen Besuch viel Gutes in und um ihn gestiftet, denn Alles betrage sich seitdem besser und vernünftiger. Freilich erzählt Knebels Tagebuch noch in den nächsten Jahren wiederholt von „Verdruß" und Louise entfloh nach Angabe desselben noch im Jahre 1801 eines Morgens heimlich mit dem Kinde zu ihrer Mutter nach Weimar, wo sie über eine Woche verblieb. Aber die Tagebuchsvermerke über Verdruß werden immer seltener, und es verdient Anerkennung, wie Louise sich in ihre schwierige Lage zu finden und die Ehe mehr und mehr zu einer glücklichen zu gestalten gewußt hat, was wesentlich ihr Verdienst ist[1]. Manche trübe Laune hat sie ihm auch mit ihrer durch lange Jahre frisch erhaltenen Stimme, mit welcher sie ihre Gäste erfreute, und in öffentlichen Concerten mitwirkte, fortgesungen.

Die bei der zurückgezogenen Lebensweise reichlich vorhandene Muße benutzte Knebel zu einer letzten

[1] Vgl. Knebels zahlreiche anerkennende Bemerkungen in seinen Briefen an das Herdersche Ehepaar. Von und an Herder III, S. 119. 152. 155. 170. 187. 205.

Durchsicht der Properzübersetzung, welche, nachdem er sie noch mit einer Vorrede versehen, als erste metrische deutsche Uebertragung der Properzischen Elegieen (in Distichen) im November 1798 bei Göschen im Druck erschien und in den litterarischen Zeitschriften mehrfach — auch Herder besprach sie lobend in der Erfurter Zeitung — recensirt wurde. Der reiche Beifall seiner Freunde, welche der anerkennenswerthen Leistung allseitig Lob ertheilten, lohnten seine Mühe reicher, als der materielle Lohn des Verlegers.

Dann wurde „mit Sorgfalt und Liebe" die Uebersetzung des Lukrez fortgesetzt, welche jetzt einen schnelleren Fortgang nahm und durch theilweisen Abdruck in der „Adrastea" schon zur Kenntniß weiterer Kreise gelangte. Gleichzeitig las er viel, namentlich französische Journale, deren „Urbanität" ihm gegen die einheimischen Produkte sehr wohl gefiel, und die neuesten litterarischen Erscheinungen, welche ihm Goethe, Meyer und Böttiger zugänglich machten, trieb fleißig mineralogische und naturwissenschaftliche Studien und kräftigte seinen Körper durch weite Spaziergänge in die Berge, so daß er nach eigener Angabe das Dasein mehr als in irgend einem Zeitpunkte seines Lebens genoß. „Glücklich, daß ich mein Dasein in den so oft gewünschten Bergen einmal gefunden habe." Mit dem Aufenthalt in Ilmenau fängt er überhaupt an, sich seines Lebens allmählich freuen zu lernen, zu genießen.

„Laſſen Sie mir, Lieber", ſchreibt er am 23. Mai 1799 an Herder, „meine mich erhaltende Trägheit! ſie iſt nicht Faulheit, noch weniger Liederlichkeit ſie iſt — Genuß des Daſeins." Und am 18. October 1800 an Herders Gattin: „Aber ich werde täglich ein eifrigerer Anhänger des Glaubens, der alle Dinge ſchon voraus niedergeſchrieben hält. Nach dieſem ſehen Sie wohl, daß es mir um meine Bequemlichkeit, zumalen die innere ſehr zu thun iſt. Und wirklich iſt es auch ſo und ich denke Fortſchritte darin zu machen: ut mihi vivam quod restat aevi ſagt der alte Horaz. So ſteht es auch mit meiner Schriftſtellerei. Dieſe denke ich anzufangen, wenn ich mal alt und kindiſch werde." Und ſpäter: „Übrigens geht es hier und in meinem Hausweſen ganz gut. Wir leben in der glücklichen Untheilnehmung von vielen Dingen, haben zuweilen kleine Geſellſchaften, die wenigſtens ohne allen Zwang und Anſpruch und dabei liberal genug ſind und laſſen uns das Leben genügen." Recht von Herzen kommen ihm die Worte vom 11. März 1800 an Herder: „Hier hat man den großen Vortheil, daß man ſich durchaus für nichts zu geniren braucht. Man lebt, wie auf dem Dorfe", und befriedigt ſchreibt er am 21. Januar 1802 an Jean Paul: „Es iſt mir, als wenn ſich das Leben mit mir auf ein Ruhehäuschen geſetzt hätte, von wo man die umliegende Gegend gern überſieht."

Zu den wenigen Bekannten zählten jetzt die beiden jüngeren Brüder Einſiedel, Superintendent Teubner,

Rittmeister Roeder, Rath Ackermann u. A. Diese ließen ihn aber die früheren Freunde nicht vergessen. An den litterarischen Arbeiten Goethes und Herders nahm er vielmehr nach wie vor eifrigen Antheil und trat mit dem Herderschen Paare in immer regeren Schriftwechsel, während er gleichzeitig mit dem gelehrten Magister Böttiger, mit Mathisson, Jean Paul und einer großen Anzahl anderer Bekannter fleißigen brieflichen Verkehr unterhielt.

Von jedem Zwange sich jetzt völlig frei fühlend, läßt er in diesen seinen Briefen seinen Unmuth über die politischen und litterarischen Zustände, über das Treiben der Fürsten und manche andere sein Mißfallen erregende Verhältnisse in Weimar und im Reiche freien Lauf. „Wir würden", schreibt er am 25. März 1799 an Jean Paul, „auch darin übereinkommen, wie in Teutschland auch das litterarische Wesen den Geist seiner politischen Konstitution angenommen, wo nur Prinzen und Fürsten in der Höhe stehen und den Staat ausmachen, das übrige aber alles zusammen Plunder ist und den Teufel nichts taugt." Und am 19. Juli 1800: „Ich weiß nicht, was alle teutschen Journals und Blätter trauriges und niederschlagendes für mich haben; nicht so ist es mit den ausländischen, zumal französischen, die mich zuweilen erheben. Es ist ein garstiger Geist der Rohheit und des Untakts in allen, nur jetzt, durch die Herren Schlegels auch der niederträchtigsten Frechheit und Bosheit. Diese

Erztorn [sic] setzen sich als wahre Schmeißmücken auf alles, was hervorzustechen wagt und tragen dabey siegreich die Fahnen Goethe, Schiller und Fichte."

Aber nicht der Unmuth allein kam zum Worte. Das abgeschlossene Leben verbunden mit aufmerksamer Beobachtung der reizvollen ihn umgebenden Natur regten auch sein dichterisches Fühlen aufs neue an und zeitigten die schönsten seiner Lieder, wie die ernstempfundenen Elegieen und Hymnen — „die Wälder", „an Selene", „an die Erde" u. a. —, an welchen Herder eine solche Freude empfand, daß er ihm den mündlich oft geäußerten Wunsch wiederholte, selbst Lukrez, Sänger der uns gegebenen Naturoffenbarung zu werden. Es sei nicht zu verkennen, daß er den reinsten Urquell alles Guten und Wahren und Schönen ersticke.

Knebel verspürte indessen für jetzt keine Lust, nach des Freundes Rath ein größeres Gedicht zum Preise der Natur zu versuchen, sondern bat ihn, wie oben erwähnt, ihm seine Trägheit, seinen Genuß des Daseins zu lassen. Erst im Jahre 1802 faßte er den Plan, ein Lehrgedicht moralischen Inhalts in drei Gesängen zu verfassen, wozu sein Gedicht „Adrastea" [1] eine Art von Probe sein sollte. Zur Ausführung dieses Gedankens scheint er indessen nicht geschritten zu sein.

Herder druckte Knebels Lieder in seiner Zeitschrift

[1] Nachlaß I, S. 26.

„Adraſtea" ab, nachdem ſein Plan geſcheitert war, mit Knebel und wenigen Anderen eine neue Zeitſchrift zu gründen, welche mit Rückſicht auf den zum 1. Januar 1801 in Ausſicht genommenen Beginn den Namen „Aurora" erhalten ſollte. Auch in anderen Zeitſchriften erſchienen poetiſche und andere Arbeiten Knebels, z. B. in Matthiſſons lyriſcher Anthologie, in Wilmanns und Seckendorfs Almanachen und im Merkur.

Fühlte ſich Knebel in ſeiner Berg- und Waldeinſamkeit, im ungeſtörten Verkehre mit den Muſen, in der Beſchäftigung mit wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Dingen zufrieden, wie nie zuvor, ſo empfand er doch allmählich ſchmerzlich den Mangel an perſönlichem Verkehre mit den zahlreichen Freunden, welchen er trotz ſeines Hanges zum Einſiedlerthum ungern entbehrte, und den der Umgang mit einigen Bekannten in Ilmenau nicht erſetzen konnte. „Freundſchaft iſt doch einmal das Himmelskind, das für unſer Leben allein Kraft, Stärke und Nahrung geben kann", hatte er an Herder geſchrieben. Und gegen Goethe klagte er ſchon im zweiten Jahre des Ilmenauer Aufenthalts: „Die Trennung von meinen Freunden, bei denen ſich mein Gemüth Raths zu holen pflegte, wird mir zuweilen ſehr fühlbar." Ueberhaupt beſchwert er ſich, daß die nahe wohnenden Freunde ihn allzu ſelten beſuchen, während die entfernter wohnenden ihn öfter durch ihren Beſuch erfreuen. Zu ihnen zählte ſein langjähriger Freund, der Advokat Holzſchuher aus Nürn-

berg, Jean Paul und Joh. Isaak Gerning aus Frankfurt am Main. Letzterer war zwar nur ein eingebildeter Dichter und Kunstkenner, ein unbedeutender, eitler Mensch, sein lebhaftes Interesse jedoch für Alles, was Litteratur und Kunst betraf, verbunden mit einem heiteren Sinn brachte in die Einförmigkeit des Ilmenauer Lebens willkommene Abwechselung. Goethe dagegen besuchte ihn in Ilmenau nicht. Sein Verhältniß zu ihm wurde wohl durch die Schuld des Herderschen Ehepaares kühler. Wie erwähnt, hatten sich Knebel und die Herdersche Familie immer enger aneinander geschlossen. Wie die Geistesverwandschaft durch frühere, gleiche Fragen behandelnde philosophische Aufsätze eine innige geworden, so glichen sich ihre äußeren Verhältnisse. Herder fühlte sich in Weimar ebenfalls sehr unbehaglich und theilte Knebels Widerspruch gegen die herrschenden Zustände in der Litteratur und der Gesellschaft. Gegen Kant eröffnete er jetzt in seinen Schriften „Metakritik" und „Kalligone" eine litterarische Fehde, in welcher Knebel auf Herders Seite trat, denn er hielt es für „sehr gut, daß das Kantische Unwesen auf alle Weise gestört werde und die Vernunft nicht durch Uebervernunft zur Unvernunft werde". Herder aber klammerte sich in seiner fast völligen Vereinsamung immer fester an Knebel an. Daß dieser Herders Freundschaft nicht zurückwies, sondern auch seinerseits ihm immer näher kam, erklärt sich außer aus seiner Geistesverwandtschaft und seinem ge-

steigerten Bedürfnisse nach Verkehr mit Freunden, auch daraus, daß er sich dem Herderschen Paare persönlich zu hohem Danke verpflichtet fühlte, weil er es wesentlich Herders begütigendem Einflusse verdankte, daß er nicht, wie oft im Leben, auch in der Ehe Schiffbruch litt. Andrerseits konnte gerade er Herders „Stößigkeit" am besten vertragen, da er sich wohl bewußt war, wie leicht er selbst um geringer Ursachen willen in Erregung gerieth, sich aber ebenso schnell wieder beruhigte. So schloß sich das Band der Freundschaft immer enger, und wie Knebel sich an Herders persönlichem Umgange bei gelegentlichen Besuchen und an dem fleißigen Briefverkehre mit ihm erquickte, so waren seine Briefe für Herder, wie dessen Gattin schreibt, wie Feuerfunken, er wurde durch sie elektrisirt und fühlte belebende Stimmungen aus der Geisterwelt[1]. Schade nur, daß Knebel bei der reichen Förderung, die er ertheilte und empfing, den streitbaren Freund immer mehr in die Vereinsamung hineintrieb und sein eigenes Urtheil über Goethe, den Freund, welchem er gleichfalls für Jahrzehnte lang erwiesene Treue großen Dank schuldete, verwirren ließ. Dies erhellt nicht nur aus einzelnen abfälligen Bemerkungen in seinen Briefen[2], sondern auch aus seinem Urtheile in der Denkschrift

---

[1] Vgl. auch Düntzer, Zur deutschen Litteratur I, S. 166 f. Caroline Herder an Knebel vom 25. April 1799.

[2] Vgl. Von und an Herder III, S. 167. 171. 175. 179. 231. 241. 244.

über die deutſche Litteratur. Er hebt darin zwar manche ſeiner Dichtungen lobend hervor, beſchränkt dieſes Lob aber durch die Worte: „aber es ſcheint, daß zuletzt das Intereſſe für die Formen ſeinen Geiſt allzuſehr angezogen hat, und da er dieſes größtentheils aus den lebloſen Künſten genommen, auch ſeinen Werken etwas an Blut und natürlicher Wärme dadurch entzogen worden ſey.“

Schon vorher hatte Knebel ſich ſehr vereinſamt gefühlt durch das Zerwürfniß mit Henriette, mit welcher jede Art von Verbindung abgebrochen war. Beiden Geſchwiſtern wurde endlich das unnatürliche Verhältniß unerträglich, und Henriette, da ſie ſich wohl als die Hauptſchuldige betrachtete, bahnte am 29. Oktober 1800 brieflich die Verſöhnung an, auf welche der Bruder ſogleich bereitwilligſt einging. Bei einem im nächſten Jahre mit der Familie in Weimar abgeſtatteten Beſuche ſöhnte er ſich dann wieder völlig mit ihr aus, und der unterbrochene geſchwiſterliche Briefwechſel wurde fortgeſetzt. Auch beſuchte Henriette im September 1802 des Bruders Häuslichkeit, wo ſie ſich bald heimiſch fühlte, und ebenſo trat dieſer wieder in ein freundliches Verhältniß zur Herzogin Amalia.

Im Auguſt 1802 war in Ilmenau die edle Corona Schroeter geſtorben und ganz ſtill zur Ruhe gebettet worden, ohne daß einer ihrer zahlreichen früheren Bewunderer ihrem ſchmuckloſen Sarge folgte. Henriette, tief empört über dieſes „ſchlechte Begräbniß unſerer

guten Schroeter" ließ durch ihren Bruder den von der Prinzessin Caroline gezeichneten und gestifteten Leichenstein besorgen. Er selbst war durch eine im Sommer nach der Heimath ausgeführte Reise verhindert gewesen, der hochverehrten Künstlerin, welche einst gleichzeitig mit seiner Louise die Weimarer Freunde durch wundervollen Gesang entzückt hatte, die letzte Ehre zu erweisen.[1]

Tiefe Erschütterung brachte der am 18. Dezember 1803 eintretende Tod Herders, dessen Andenken Knebel durch die warm empfundene Elegie „Herders Tod" ehrte. Des Freundes Verdienste um deutsche Litteratur und Sprache ehrte er in seiner Denkschrift vom 30. Januar 1804 durch die Worte: „Herder hat, wie mich deucht, die Sprache der wahren Beredsamkeit bey uns zur höchsten Blüthe gebracht. Er war ein wahrer Goldmund angefüllt mit den Schätzen aller Kenntnisse und Weisheit, selbst von einem reichen unerschöpflichen Herzen mit brennender Begierde weiter zu gehen. Alle Töne, alle Talente, Wissenschaften und Kenntnisse standen ihm zu Gebote. Er verfertigte ein(en) Katechismus, ein Abcbuch mit eben dem Geiste und derselben Liebe wie die Ideen zur philosophischen Geschichte der Menschheit. Einen menschlicheren Menschen, wenn es auf Kenntnisse und Wissenschaften ankam, giebt es nicht. Er lieh sich allen gern zur Ver-

[1] Keil, Corona Schroeter S. 288, läßt den „wackren Knebel" unrichtiger Weise an Coronas Begräbniß theilnehmen.

besserung und Vollkommenheit. Er wollte Samen ausstreuen, nicht erndten. Seine Werke sind eine reiche Erndte von Kenntnissen aller Art für die Nachwelt."

Mit Herder verlor er den treuesten Freund, den liebenden Berather, den Genossen von Allem, was sein Herz und seinen Geist bewegte, und wieder wurde es stiller und öder in Ilmenau, obwohl er sich durch fleißigste Lektüre über die litterarischen und politischen Bewegungen auf dem Laufenden zu erhalten suchte. „Alle Abende", schreibt er an Henriette, „wird bei mir gewöhnlich ein Band geliefert, wenn er nicht viel über 300 Seiten zählt, zuweilen auch zwei oder drei." Daneben arbeitete er am Lukrez „mit Anstrengung und Gewalt."

Trotz des Bedürfnisses nach persönlichem Freundesumgange aber konnte er seine Scheu vor Weimar nicht recht verwinden, wo er nur sehr kurze Besuche abstattete. Weimar war einmal der Ort nicht, wo er selig wurde, denn alle Weisen der Welt konnten dort, wie es schien, nur einen „sehr schlechten, etwas verhaßten Staat hervorbringen".

Im Januar 1804 luden ihn die Herzogin Amalia, Prinzessin Caroline und Henriette ein, nach Weimar zu kommen und die dort anwesende Frau von Staël kennen zu lernen, welche ein Werk über die deutsche Litteratur zu schreiben beabsichtigte: „Wenn Sie wüßten", schrieb ihm die Prinzeß am 18. Januar, „wie sehr Sie und Ihr Andenken in unserem oder Ihrem

Kreis geehrt sind, wenn Sie wüßten, wie angenehm Ihr Geist und Wesen auf unsere Gemüther einwirkt, so würde Ihnen das vielleicht etwas die Reise hieher erleichtern. Auch die Gegenwart einer schönen und berühmten Seele, die in soviel verschiedenem Gemüthe, auf so verschiedene Art Eindruck macht, könnte Ihnen wohl eine angenehme Stimmung geben. Durch das warme Wohlwollen Ihres Herzens und Ihre geistreichen Gedanken, Eigenschaften, die doch wohl nicht so gemein unter uns Menschen sind, als daß sie nicht zu bewundern und zu verehren wären. Ich möchte nun so gern Ihre Worte über die Staël hören und Ihre artigen Gedanken zu den meinigen machen."

Auch Böttiger, welcher ihn zum litterarischen Mitarbeiter für Frau von Staël haben wollte, schilderte die hochinteressante Frau in glänzenden Farben und drang trotz kühler Antwort in ihn, für die Staël eine Schrift über deutsche Litteratur zu verfassen. Dieser Bitte entsprach Knebel sogleich durch die Denkschrift vom 30. Januar 1804, welche zwar zahlreiche Unrichtigkeiten des 17. Kapitels des Staëlschen Werkes de la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales in sehr treffender Weise berichtigte, jedoch manches parteiische und ungerechte Urtheil enthielt.[1]

Während der ihm persönlich bekannten und be-

[1] Vgl. Franzos im Goethe-Jahrbuch 1889 S. 117 ff., wo Knebels Schrift anscheinend zuerst abgedruckt ist.

freundeten Dichter Uz und Nicolaus Götz lobende Erwähnung geschieht und Wieland über Gebühr gepriesen wird, erhält Goethe nur ein eingeschränktes Lob, Schiller wird gar nicht erwähnt!

Frau von Staël persönlich lernte er erst im Sommer 1808 in Weimar kennen und fühlte sich von dem äußerst lebhaften geistigen Interesse der gewandten Frau angenehm berührt, obwohl er nicht wünschte, alle Tage seines Lebens mit ihr zuzubringen.

In Ilmenau fürchtete er seinem Sohne keine angemessene Erziehung geben zu können, was ebenfalls dazu beitrug, ihm den dortigen Aufenthalt immer weniger anziehend zu machen. Als er endlich noch mit Frau Grübel, seiner Hauswirthin, Streit bekam, bei welcher er in der jetzigen Lindenstraße, dem damaligen „Endenleich“ [1], der Endleichsmühle gegenüber, seit dem Sommer 1800 wohnte, beschloß er, nach dem geliebten Jena überzusiedeln, wohin ihn zahlreiche Bande der Freundschaft zogen. Frau Grübel hatte ihm nach seiner Ansicht aus Bosheit und widerrechtlich die Wohnung gekündigt und, als er sich weigerte, auszuziehen, ihn durch „infame und teufliſche Mittel“, d. h. durch einen von ihr gedungenen „Bösewicht“, welcher Knebel durch nächtliches Klopfen am Fenster oft völlig um

[1] Nicht wie bei Guhrauer, Goethe-Knebelscher Briefwechsel I, Nr. 232 steht, „Ententeich“. Die an diesem Hause vom Ilmenauer Verschönerungs-Verein am 29. Mai 1883 angebrachte Tafel giebt unrichtig an, Knebel habe darin von 1798 bis 1805 gewohnt.

den Schlaf brachte, zum Ausziehen zu bewegen gesucht. Knebel wurde vor Aufregung und Aerger krank, verließ mit seiner Familie am 12. Juni 1804 das unmüthlich gewordene Ilmenau und schlug seine neue Wohnung am 15. Juni in Jena auf[1], im Hause des ihm bekannten Kammerraths von Hellfeld am Ende der südlichen Vorstadt. „Wenn es Mode wäre", hatte er scherzend an Jean Paul geschrieben, „wie in Spanien auf die Berge als Einsiedler zu ziehen, so wäre ich ebenso lieb dahin gegangen."

[1] Düntzers Angabe (Freundesbilder), Knebel habe sich zunächst in Nürnberg längere Zeit aufgehalten, trifft nach den Aufzeichnungen in Knebels Tagebuch nicht zu.

Neuntes Kapitel.

Die Unruhe des Umzuges, das Ungewohnte der neuen Umgebung verursachten dem an Ruhe Gewöhnten vielerlei Unbequemlichkeit, und auch Jena schien Manches dem Wunsche übrig zu lassen.

Knebel klagt über einen gewissen torpor, eine Abspannung des Gemüthes, welche ihn zeitenweise zu jedem Geschäfte unfähig machen[1]. Er vermißt die schöne Ilmenauer Luft und befürchtet, daß er in Jena nicht ganz gesund werden könne[2].

Aber allmählich lebte man sich ein, alte Beziehungen wurden wieder angeknüpft, besonders das frühere herzliche Verhältniß zu Goethe wieder hergestellt, denn seit Herders Tode trat Niemand mehr zwischen die alten Freunde.

Wenn Goethe zeitweise in Jena die Stille aufsuchte, welche er in Weimar nicht fand, bewohnte er

[1] An Böttiger vom 28. August 1804: Zur deutschen Litteratur II, Nr. 127.

[2] An Walch vom 3. November 1804 in Varnhagens Nachlaß. [Handschriften-Abtheilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin.]

öfters Knebels frühere Zimmer im Schlosse, welchem er nach bekanntem Ausspruche die größte Produktivität verdankte[1], und verkehrte viel im Hause des Freundes, mit dem er häufige Spaziergänge, im höheren Alter Spazierfahrten unternahm. Hierbei wurde „Manches durchgeschwatzt" und Knebels „Ermunterungskräfte" wirkten sehr anregend auf Goethe, dessen Genius neidlos zu preisen und sein Fortleben prophetisch zu verkünden er nicht müde wurde.

Den regelmäßigen Verkehr mit Weimar besorgte eine Botenfrau, welche zahlreiche Briefe, Bücher, Leckerbissen und sonstige zwischen dem Knebelschen Hause und den Weimarer Freunden ausgetauschte Geschenke überbrachte.

Auch Knebel selbst, welcher zwar eine gewisse Scheu vor Weimar nie wieder verlor, stattete nebst Familie daselbst Besuche ab und empfing solche von dort. Zu den Jenenser Bekannten — mehrere Professoren hatten gerade im letztvergangenen Winter die Universität verlassen — gehörten jetzt der derb-ehrliche Voß, die Professoren Thibaut, Köthe, Griesbach, Fahrenkrüger, Luden, Hegel und Gries, ferner Dr. Seebeck, Buchhändler Frommann, die Geheimräthe Voigt und Jacobi und der Oberstallmeister Seidler, Vater der dem Knebelschen Hause gleichfalls befreundeten Malerin Louise Seidler.

[1] Goethe-Schillerscher Briefwechsel. Goethe an Schiller vom 19. Januar 1802. Goethe-Knebelscher Briefwechsel Nr. 635 vom 29. April 1825.

Mit allen stand Knebel in freundschaftlichem, zum Theil herzlichen Verkehr. Der persönliche Umgang mit Voß, von welchem er in den Ansichten über deutsche Silbenmessung zwar abwich, dessen Verdienste er aber wiederholt anerkannt hatte, gestaltete sich ebenfalls durchaus freundschaftlich. Freilich gerieth Knebel, nachdem Voß im Jahre 1805 nach Heidelberg verzogen war, im folgenden Jahre mit ihm in eine litterarische Fehde, als dieser ihn im Morgenblatte wegen seiner Behauptung angriff, er, Voß, sei mit Ramlers Verbesserungen an Göz's Gedichten nicht zufrieden gewesen.

In ein besonders nahes Verhältniß trat Knebel jetzt auch noch zu dem Engländer Henri Crabb Robinson, welcher ihn auf seinen Reisen nach dem Kontinent wiederholt besuchte. Es gab Niemanden, zu dem dieser so gern hinging und den er so lieb hatte, während Knebel Niemand so gern bei sich zu sehen schien. Beide ritten, nach Robinsons Ausdruck, dasselbe Steckenpferd: Auch dieser war ein Mann der Muße, besaß gleich Knebel die Fähigkeit lebhafter Konversation und sprach ungeschminkt und gerade heraus. Knebel bereicherte seine Kenntnisse der englischen Litteratur, Robinson lernte von ihm über die deutsche. Oft wurde Shakespeare gelesen, noch öfter über Lukrez gesprochen, und niemals ging der Unterhaltungsstoff aus. Robinson spricht sich sehr lobend über den Freund aus, als dessen schlimmsten Fehler er die Bewunderung

Napoleons bezeichnet[1], während Knebel bekennt, noch nie im Charakter eines so jungen Mannes von solcher Geistes und Gemüthsart Freundschaft und Liebe so ausgedrückt gefunden zu haben. Mit den auswärtigen Freunden in Weimar — außer Goethe zählten hierzu die beiden Herzoginnen, Prinzeß Caroline, Henriette und Boschen, Frau von Herder, Frau von Schiller, Frau von Stein, Goethes Privatsecretär Riemer, Goethes Schwager Vulpius, Heinrich Meyer u. A. — stand Knebel gleichfalls in naher Verbindung. Mit dem in Tiefurt wohnenden Eduard d'Alton, dem Dichter Mathisson, dem Cabinetsrath von Rode in Dessau, mit Gerning, dem Kaufmann Merkel in Nürnberg, dem Dichter Wilhelm von Blomberg in Detmold, dem Preußischen Gesandten von Bülow sowie mit einigen Verwandten unterhielt er fleißigen Schriftwechsel.

Kein berühmter Mann, dessen Weg über Weimar führte, versäumte, Knebels allmählich in weiteren Kreisen bekannt gewordene Persönlichkeit, welche mit dem Alter an Liebenswürdigkeit gewann, kennen zu lernen, während aufstrebende Talente in ihm den freundlichen Beschützer fanden. So wurde der Kreis seiner Bekannten nicht kleiner, sondern änderte sich nur im Laufe der Jahre: an die Stelle der durch den Tod Ausscheidenden traten neue Freunde. Freilich gingen ihm Viele im Tode voran: im Jahre 1802 die früher verehrte,

[1] Robinson: Ein Engländer über deutsches Geistesleben S. 282.

später befreundete Elise Gore, im Jahre 1805 seine vortreffliche von allen Kindern zärtlich geliebte Mutter und Schiller, an dessen Tod er so drastisch seine Theilnahme ausdrückte, am 10. April 1807 Knebels und seiner Gattin treue Beschützerin, die Herzogin Anna Amalia, welcher schon am 8. September ihre Hofdame von Göchhausen nachfolgte, im Jahre 1809 Frau von Herder, im Jahre 1813 Wieland und seine innigst geliebte Henriette, 1816 die hochverehrte Prinzessin Caroline. —

Knebel spann „den stillen nicht sehr bedeutenden Faden seines Lebens fort", immer noch am Lukrez arbeitend, mit litterarischen, botanischen und mineralogischen Studien beschäftigt, und wurde im August 1806 zum Mitdirector der naturforschenden Gesellschaft in Jena ernannt. Sein äußeres Bild im Jahre 1806 beschreibt Luden, der ihn zwar nicht den gelehrtesten, aber den interessantesten Mann in Jena nennt, so: „Er hatte das Ansehen eines alten Weisen und besonders erinnerte er mich an Sokrates. Ein schwarzes Käppchen nahm er grüßend ab und zeigte einen wohlgeformten Kopf, auf welchem das Haar, obwohl er erst 62 Jahre alt war, schon dünn und grau geworden war. Die hohe Stirn war sehr interessant, Augen und Nase keineswegs schön, der Mund dagegen ungemein lieblich und sein Lächeln sehr anmuthig. Aber der derbe Hals zeugte von Stärke, Kraft, Dauer. Und dieser Hals stand über einer hohen breitgewölbten

Bruſt[1], die er uns offen entgegentrug, denn er war mit einer Art von Talar bekleidet, der bis auf die Füße herabging mit einem runden Kragen, über welchen das Hemd geſchlagen war, ohne Weſte. Durch dieſen Talar, der um die Hüften zugeknöpft war, wurde ſeine Geſtalt erhöhet und der untere Theil ſeines Körpers, Schenkel und Beine, welche, wie ich ſpäter bemerkte, weniger kräftig gebaut waren, als der obere Theil, wurden bedeckt." In dieſem Koſtüm empfing er ſämmtliche Beſuche, Herren und Damen, und änderte es nur, wenn er ausging.

Nicht lange ſollte Knebel Ruhe genießen, auch Jena wurde von Kriegesdrangſalen erſchüttert. Schon im Jahre 1805 fanden Truppendurchmärſche ſtatt, und Knebel ſchrieb am Jahresſchluſſe in ſein Tagebuch: „Die Siege Napoleons haben es (das Jahr 1805) merkwürdig gemacht; die Beſitzergreifung der Preußen von hieſigen Gegenden haben Noth und Hunger hervorgebracht." Im folgenden Jahre drangen Frankreichs Heerſchaaren nach ihrem Siege bei Saalfeld das Saalthal hinab gegen Jena vor, und Napoleon zog am 12. October in die Stadt ein, rückte aber nach kurzem Aufenthalt in's Biwak auf dem nahen Landgrafenberge,

[1] Hiernach erſcheint Goethes eigene, von G. v. Loeper bezweifelte Angabe, daß im Gedichte Ilmenau den 3. September 1783 unter der „markigen Geſtalt vom alten Heldenſtamme" Knebel zu verſtehen ſei, nicht unwahrſcheinlich, wenn auch die Worte „vom alten Heldenſtamme"; inſofern der Begriff altadeliger Herkunft damit zu verbinden iſt, auf ihn nicht paſſen.

wohin ihm Knebel am Abend durch die Frau des bei ihm einquartirten Generals Gazan Essen und Wein hinaufschicken mußte. Er genoß also die traurige Ehre, seinen Götzen einen Abend bewirthet zu haben. Nach der Niederlage des 14. Octobers ergossen sich die französischen Truppen in die Stadt, brannten, plünderten und zehrten fast alle Lebensmittel auf. Vor Knebels Hause wurden große Feuer angezündet, der bei ihm einquartierte General d'Albe schützte aber sein Haus vor Brand und Plünderung. Die französische Einquartierung — bei Knebel lagen später zwei verwundete französische Offiziere — blieb bis Ende des Monats, die Lebensmittel wurden recht knapp. Aus dem gleichfalls ausgeplünderten Weimar erkundigte sich Goethe nach dem Ergehen der Jenenser Freunde und übersandte Knebel, dessen Keller leer war, am 21. Oktober ein Faß Wein.

Henriette war mit der Herzogin Amalia und Prinzessin Caroline sowie dem lieben Boschen, welche nach dem im Jahre 1805 erfolgten Tode von Henriettens Mutter ebenfalls in Weimar Aufnahme gefunden hatte, glücklich nach Kassel entkommen, so daß Knebel, der im Gegensatze zu vielen seiner Leidensgefährten sehr glimpflich abgekommen war, auch der Sorge um die geliebte Schwester enthoben wurde. Um sie zu bewillkommnen, machte er sich am 2. November mit Frau und Kind zu Fuß auf den Weg nach Weimar und kehrte anderen Tages zu Fuß zurück.

In Jena aber sah es trübe aus. Viele hatten Hab und Gut verloren, die Lebensmittel waren aufgezehrt, viele Häuser verwüstet, in Kirchen und Häusern lagen gegen 3000 Verwundete, überall Jammer und Noth. „Ich mag", schreibt Knebel im Tagebuche, „durch die Geschichte dieser Tage mein Andenken nicht beflecken; wer zählt die Abscheulichkeiten, die sächsischen Soldaten haben so gut verwüstet wie die Franzosen." Nach seiner Schätzung waren an 150000 Mann durch die Stadt gezogen. Er selbst hatte, ganz gegen seine Gewohnheit, öffentlich hervorzutreten, als Professor verkleidet zu den französischen Soldaten „dermaßen frei über ihr Betragen gesprochen", daß ihm General d'Albe versicherte, es sei gut, daß er nicht zur Zeit der Revolution in Paris gewesen sei, da er dort des Tages wenigstens vier Mal guillotinirt worden wäre. Hier aber machte den Franzosen die hohe Professorengestalt, welche ihnen mit klangvoller Stimme ihre Sünden vorhielt, einen solchen Eindruck, daß sie besonders höflich „fast zuthätig gegen ihn waren". Wie er an Goethe schreibt, war es dringend geboten, daß bei der allgemeinen Kopflosigkeit, welche die geängsteten Gemüther ergriffen, wenigstens Einer den Kopf oben behielt.

„Von der Schlechtigkeit eines großen Theiles der zur Universität Gehörigen, von ihrer menschlichen Unfähigkeit und Dummheit kann man sich durchaus keinen Begriff machen. Auch nicht Einer konnte sich irgend

als ein Mann zeigen. Die Noth die man mit ihnen und seinen eigenen Hausleuten hatte, war bei Weitem die größte, und das Ganze dieser Stadt war aufs Elendeste organisirt!“ Nach seiner Mittheilung vom 4. November an die Herzogin Amalia waren bereits über 700 Verwundete gestorben und täglich starben Mehrere. All dieses Elend empfand er selbst indessen bei seiner maßlosen Bewunderung „Buonapartes“ weniger lebhaft, es schmerzte ihn nur insoweit, als menschliches Leiden damit verbunden war. Patriotische Entrüstung über das Joch des Fremdherrn war ihm unbekannt. Zwar verdrießt es ihn, daß auch in das Schloß und die von Goethe bewohnten Zimmer Blessirte gelegt werden, „aber — tröstet er sich — es scheint, daß der große Geist Napoleons so einer Aussöhnung bedürfe“!

Gegen Jahresschluß verließen die französischen Truppen endlich die arg heimgesuchte Stadt, wo allgemeiner Mangel an Lebensmitteln Noth und Krankheit hervorgerufen hatte.

Aber bald tröstete man sich. Schon im Januar besuchte Knebel mit seiner Familie einen von Studenten veranstalteten Ball, auf welchem man sich mit den noch anwesenden Franzosen trefflich amüsirte. Und der Karneval wurde nach Knebels Mittheilung an Goethe am 13. Februar auf römische Art gefeiert, die Masken liefen auf dem Markt und in der Stadt herum und trieben allerlei kurzweiliges Zeug.

Knebel beschäftigte sich in dieser bewegten Zeit mit „allerlei nicht ungeistigen Sachen, doch eben in keiner sonderlichen Folge", übersetzte „halb aus Verzweiflung" eine Erzählung aus dem Englischen und einige Horazische und Pindarische Oden, studirte griechische Epigramme und Reisebeschreibungen und „putzte und arbeitete an alten Dingen". Dabei klagte er über die „garstige Unruhe der Zeit", beginnendes Alter und rheumatische Schmerzen, welche ihn von häufigeren Besuchen in Weimar abhalten.

Knebels Verehrung des klassischen Alterthums führte auch freundschaftliche Beziehungen zu dem im Jahre 1809 als Professor an das Gymnasium in Weimar berufenen Philologen Franz Passow herbei, welcher in Knebel den feinen Kenner der Griechen verehrte, ihn bei seiner Uebersetzung des Musäos zu Rathe zog und an seinen schriftstellerischen Bestrebungen Theil nehmen ließ. Auch nach Passows im nächsten Jahre erfolgter Versetzung wurde der freundliche Verkehr auf brieflichem Wege fortgesetzt.

Wenngleich Knebel aus Kränklichkeit oder Bequemlichkeit oft längere Zeit sein Nest nicht verließ und sich wegen beschränkter Mittel Vieles versagen mußte, so gingen in seinem gastfreien Hause doch Viele aus und ein und fanden neben geistiger Anregung eine ebenso vortreffliche leibliche Erfrischung. Denn Knebels Grundsatz war: „Feine Geister verlangen feine Speisen", und Küche und Keller waren ohne Tadel. Namentlich

liebte er guten Wein, dessen, wenn auch mäßigen Genuß er nicht entbehren konnte, „obgleich dieser Artikel einer der kostbarsten in seinem Ausgabenbuche war“ [1]. Peinliches Abwägen der Ausgaben mit den Einnahmen kannte er überhaupt nicht. Zwar der Miethzins betrug jährlich nur 50 und später 70 Thaler, und Knebel legte sich mancherlei Beschränkungen auf, aber aus einer gewissen Geldklemme kam er während seines ganzen Lebens nicht heraus, so daß er öfters von Bekannten kleine Darlehne entnehmen mußte, welche er stets baldmöglichst zurückzuzahlen bemüht war. Die Aufnahme und Rückzahlung trug er gewissenhaft in den Tageskalender ein, worin auch alle übrigen Einnahmen und Ausgaben, aber fast ohne jede Aufrechnung, verzeichnet wurden.

[1] Seiner Schwester gesteht er im Jahre 1813, daß seine Weinschulden fast 300 Thaler betragen.

Zehntes Kapitel.

Am 19. April 1810 bezog Knebel das im Dietzelschen Garten gelegene, heute dem Kommerzienrath Gerstung gehörige Haus am Paradiese, einer hübschen, mit schattigen Linden und Kastanien bepflanzten Niederung am Ufer der Saale. Von diesem Hause, besonders von dem mit Fenstern nach Süden, Westen und Osten versehenen, im zweiten Stock gelegenen Giebelstübchen aus bietet sich eine prächtige Aussicht auf die umliegenden Berge. Kein Wunder, daß der für die Reize der Natur begeisterte Knebel diese nur durch eine steile Treppe erreichbare „obere Kajüte" zum eigentlichen Heim erwählte, worin er ungestört den Schätzen des Geistes nachgraben und zugleich sein Gemüth beständig an dem herrlichen vor seinen Blicken sich ausbreitenden Bilde erquicken konnte. „Noch nie", schreibt er am 11. Mai an Henriette, „hat mir eine Wohnung mehr Ruhe gegeben und dies macht der schöne grüne Teppich, den ich vor mir habe, und der daran hinstreichende Fluß." Hier im westlichen Man-

farbenfenster, wo gegenüber der von Knebel wiederholt besungene Hausberg ansteigt,[1] stand der einfache Arbeitstisch, an welchem sitzend er bis spät in die Nacht las, schrieb, dichtete, philosophirte, Wind, Wetter und Wolken und alle Vorgänge der äußeren Natur eifrigst beobachtend.

Dieses einfache Gartenhaus bewohnte Knebel bis an sein Ende, zunächst miethsweise; später erwarb er es mit Hülfe des Herzogs, Goethes und einiger Freunde zum Eigenthume.

Hier endlich erfüllte sich das Sehnen, fern vom Geräusche der Welt in beschaulicher Ruhe, im Umgange mit vertrauten Freunden seine Tage genießen zu können. In ein besonders herzliches Verhältniß war er durch Henriette zur Prinzessin Caroline getreten, welche an dem Geschick des Bruders ihrer innigst geliebten Freundin lebhaften Antheil nahm. Ihr sandte er seine kleine Dichtungen und Uebersetzungen, empfehlenswerthe Bücher und von seinem Sohne gesammelte Steine aus den Jenaer Bergen zu, und sie empfand in ihrem lernbegierigen, kindlich-frohen Gemüthe über alle kleine Gaben und Aufmerksamkeiten innige Freude, welche in Henriettens Briefen an den Bruder wiederholt zum Ausdruck kommt. Sie erwiderte diese Gaben durch eigene kleine Gedichte, an

[1] Vgl. Goethes Skizze Nr. 5 der von Ruland herausgegebenen Handzeichnungen. Weimar 1888.

welchen der formgewandtere Freund die bessernde Hand anlegte.[1]

Schweren Herzens sah er im Sommer 1810 die verehrte Gönnerin als Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust ziehen, deren Fortgang um so fühlbarer für ihn war, als er auch das Scheiden der theuren Schwester nach sich zog, welche ihr mit Boschen am 30. August nachfolgte.

Knebel vermißte diese drei Freundinnen schmerzlich, und seine Beziehungen zu Weimar lockerten sich etwas, doch hielt der Briefwechsel mit Goethe, Frau von Schiller, Frau von Stein und Emilie Gore, später auch mit dem Kanzler von Müller den Zusammenhang aufrecht.

Die im Jahre 1809 begonnene Uebersetzung von Alfieris „Saul" sollte eigentlich am Geburtstage der von ihm hochverehrten Herzogin Luise im Jahre 1810 zur Aufführung kommen, wurde indessen erst am 6. April folgenden Jahres in seiner Gegenwart und unter Goethes Leitung zur allgemeinen Zufriedenheit aufgeführt, so daß er sich reich belohnt sah.[2] Seine Gattin ließ im Jahre 1829 die Uebersetzung drucken, doch fand diese nur geringe Verbreitung im Publikum.

Große Freude empfand Knebels Vaterherz an der fortschreitenden geistigen Entwickelung seines mit guten

---

[1] Einige dieser Gedichte sind in Knebels Nachlaß als von ihm herrührend abgedruckt.

[2] Die Aufführung des „Saul" wurde später wiederholt. Vgl. Goethe, Annalen 1811 S. 178.

Fähigkeiten ausgestatteten Sohnes und widmete einen Theil seiner Zeit dem gemeinsamen Studium mit ihm.

Um den Sohn seine Jugend nicht auf der Schulbank vertrauern zu lassen, unterrichtete er ihn, soweit möglich selbst, namentlich in den alten Sprachen und im Studium der Bibel. Leider blieben hierbei jedoch im Wissen des Sohnes große Lücken, da Knebel selbst sich weniger durch geordnete Kenntnisse, als eine systemlose Vielwisserei auszeichnete.

Aber trotz aller Beschäftigungen behielt er noch Zeit zur beschaulichen Ruhe, welche er mit wachsendem Behagen zu genießen lernte, und immer besser gelang es ihm, seinen Grundsatz zu bethätigen „man solle nicht nur für Andere, sondern auch sich selbst leben“: Wer wie er zur äußeren Mittelmäßigkeit und Armuth verdammt sei, müsse auf das Innere desto größeren Werth legen, und den Reichthum suchen, der im Herzen wohnt.

Ihn verlangte es jetzt nicht mehr in das praktische Leben einzugreifen, es genügte ihm, am Eckfenster seiner Studirstube sitzend, den Ereignissen der Welt als aufmerksamer und philosophisch reflectirender Beobachter zuzuschauen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Wetter: In seinem Kalender finden sich mit verschwindend wenigen Ausnahmen sorgfältige tägliche Aufzeichnungen über die Witterungsverhältnisse, daneben aber auch kurze Andeutungen über seine Beschäftigung, Umgang und die wichtigsten Ereignisse

in seinem und der Seinen Leben. Von 1813 ab führte er außerdem noch einen verbesserten Friedens- und Historienkalender, worin er Auszüge aus den verschiedensten Schriften und kleine Gelegenheitsgedichte eintrug. Gegen die „Unruhen" der Zeit suchte er sich, ähnlich wie Goethe, durch Beschäftigung mit Wissenschaft und Poesie zu schützen. Der Kriegsereignisse gedenkt er in seinen Briefen an Goethe und Henriette äußerst selten und gewöhnlich nur vom Standpunkte persönlich erlittener Unannehmlichkeiten, wogegen man sich möglichst verschanzen müsse. Das Ringen der Völker bei Leipzig wird zwischen Goethe und Knebel nicht einmal erwähnt. Denn ebensowenig wie Goethe verstand er die herrliche Erhebung der deutschen Nation gegen den fremden Bedrücker. Ihm wogen die Thaten des „großen Napoleon" und die Erhaltung der eigenen Seelenruhe schwerer, als die Kämpfe und Leiden seines ganzen Volkes.

„Man kann zwar", schreibt er, „an den Leiden der Menschheit nicht untheilnehmend sein, aber das Nöthigste ist, daß wir uns selbst fassen und uns in unseren Gefühlen auf das beschränken, was uns zunächst ist, und was wir erreichen können." Seine ganze Theilnahme an der Schlacht bei Groß-Görschen faßt er in die Worte: „Das Schicksal nimmt eine wunderliche Wendung, dieser Krieg fängt ganz anders an als der vor sechs Jahren. Es scheint gleichsam, als wenn sich das Glück der Franzosen erschöpft hätte,

aber die Unruhen werden deshalb nicht ausbleiben. Wir sehen wunderlichen Zeiten entgegen. Sollte die Franzosen das gewöhnliche Glück verlassen, so ist eine Revolution in ganz Deutschland wohl unausbleiblich. Denn Alles stützt sich bei uns auf zu schwache Grundsäulen".

Von diesen „Unruhen" wurde er verhältnißmäßig wenig belästigt, da sein abgelegenes Haus nur selten Einquartierung erhielt, und er lebte im Allgemeinen im ruhigen Genusse seines Lebens, über welches er jetzt auf Goethes Antrieb einige leider nur bruchstückartige Aufzeichnungen zu machen begann.

Sein Haus war der Anziehungspunkt für Freunde und Fremde, denen allen er — im Verkehre mit Menschen stets heiter und zuvorkommend — von den Schätzen seines vielseitigen Wissens bereitwilligst mittheilte. Freundlich zeigte er seine Sammlungen an Büchern, Bildern, Mineralien, Fossilien u. s. w., wovon jedes seine besondere Geschichte hatte. Und er selbst lernte sich in seinem Heim stets wohler fühlen, welches er mit steigendem Alter immer seltener verließ, und verstand überhaupt die Kunst, alt zu werden: Während ihn früher wiederholtes Scheitern in der eingeschlagenen Laufbahn mit Bitterkeit erfüllt hatte, war jetzt allmählich die Resignation[1] eingetreten, und eine ruhige

[1] Schon am 28. Dezember 1801 hatte er an Caroline Herder geschrieben: „Resignation ist das Wort, das wir uns künftig bei den Vorfallenheiten der Welt beilegen wollen und müssen".

Heiterkeit des Gemüthes befähigte ihn, sich wegen mancher ihm versagten Freude namentlich auch über seine gedrückte Vermögenslage zu trösten und die ihm gewährten Annehmlichkeiten in Behaglichkeit zu genießen. Die Erinnerung an fehlgeschlagene Hoffnungen berührte ihn freilich auch in späteren Jahren wenig angenehm; „jo, jo, sagte er dann aufseufzend, wollen's gehn lassen, wollen's gehen lassen". Eine gewisse Erregtheit blieb auch ferner seinem Charakter eigenthümlich. So schreibt sein Freund Passow am 29. August 1811 an Voß:[1] „Knebeln mit seinem entlaufenen Hunde kann ich mir recht denken. Ich glaube auch, daß man nicht leicht zu ihm kommen kann, ohne ihn über irgend etwas in Sturm und Brand zu finden. Einmal traf ich ihn in größter Wuth über das gesammte Elstergeschlecht, weil ihm einige Individuen die Nachtigallen aus dem Paradies verscheucht hatten, einmal sollte er den Abend zur Großfürstin kommen, und war in Verzweiflung, daß er Schuhe anziehen und ein Halstuch umbinden müsse. Ein ander Mal wollte ihm gar seine Frau sterben, und da war er am allerlustigsten und schleppte herbei, was das Haus vermochte".

Störten ihn so das eigene Temperament, körperliche Leiden, kleine häusliche Ereignisse und die Unruhen der Zeit zwar hin und wieder in seinem Wohl-

[1] Wachler S. 151 ff.

behagen, so erfüllte sich doch annähernd sein Ideal „mit wenigen Freunden von trauter Innigkeit umgeben das Leben zu genießen". In diesem Sinne erreichte er, ein anderer Aristipp, seinen Lebenszweck[1].

Die Beziehungen zu Henriette, der Prinzessin und Boschen erhielt ein lebendiger Briefwechsel wach. Gern hätte er die drei Freundinnen in ihrem neuen Wohnorte, in welchem sich Henriette zu seiner Freude wohlgefiel, besucht, mußte es sich jedoch aus Geldmangel versagen und suchte sich mit der Hoffnung zu trösten, Henriette werde noch einmal gemeinsam mit ihm leben.

[1] Richtiger sagt er später, Nachlaß III, S. 490: „So lange der Mensch nicht einsehen lernt, daß nur durch Vervollkommnung seiner selbst der wahre Zweck seines Lebens erreicht wird, so lange wird der Mensch in mehr oder weniger wilden Irrungen sich herumtreiben."

Elftes Kapitel.

Manche Aufregung brachte das Jahr 1813. Am 20. Januar ſtarb der langjährige Freund, der gutmüthige Wieland, welcher an Knebels dichteriſchen Beſtrebungen ſtets großes Intereſſe bewieſen und ſich erſt kürzlich über die Ueberſetzung des Lukrez ſehr anerkennend geäußert hatte, daß ſie allein ſchon hinreiche, ihm einen ehrenvollen Platz unter den Unſterblichen zu verſchaffen. Andrerſeits hatte Knebel, obwohl er wiederholt ſcharf Wielands „politiſches Gewäſche“ gerügt, deſſen Bedeutung überſchätzt und ihn in ſeiner Schrift über die deutſche Litteratur geradezu als „den vollendetſten Schriftſteller nicht nur unſerer, ſondern aller neueren Nationen“ bezeichnet. Seinen Geburtstag hatte erſt am 5. September 1812 eine große Anzahl von Freunden im Gaſthaus zur „Roſe“ in Jena durch ein Feſt gefeiert, und Knebels Frau hatte ihm einen Lorbeerkranz nebſt einem von Knebel gedichteten Liede[1] überreicht. Als Andenken erhielt er jetzt des Ver-

[1] Nachlaß I. S. 49; an Henriette vom 4. September 1812 in Düntzer, Briefwechſel Knebels mit ſeiner Schweſter S. 629.

ſtorbenen ſchwarzes Käppchen geſchenkt, mit welchem er, wie er meinte, „ſeinem Haupte einige Salbung geben wollte“. Da es aber nicht paßte, mußte er ſich begnügen, es pietätvoll „als eine Reliquie“ aufzubewahren.

Von ſeiner Trauer um den verlorenen Freund war er kaum durch die alsbald beginnenden Unruhen des ereignißvollen Jahres, Gefechte in der Nähe der Stadt, Durchmärſche der zurückgehenden Franzoſen und Spanier, welchen Ruſſen und Preußen folgten, und durch Einquartierungen etwas abgelenkt worden, als ihn der am 19. Januar erfolgende plötzliche Tod ſeiner innigſt geliebten Henriette, welchen ihm die Prinzeſſin ſelbſt mittheilte, mit betäubendem Schmerze traf, denn er hatte ſehr viel mit ihr verloren. Niemand hatte ihn ſo verſtanden, wie die ähnlich geartete Henriette, welcher er erſt am 8. Juni des Vorjahres bekannt hatte: „Du haſt den großen unausſprechlichen Vortheil, daß du zwei Freundinnen haſt, die dich in gleichen edlen Geſinnungen unterhalten. Ich habe Niemand, dem ich mich ſo ganz anvertrauen könnte, und der es der Mühe werth hielte, an meinem Innerſten den Antheil zu nehmen, nach welchem es ſich öfters vergeblich ſehnen muß. Deswegen iſt auch mein Herz immer mehr und mehr nach Euch hingerichtet, wo ich mir allein den ſüßeſten Seelenantheil denken kann.“ Und in ſeinem Hymnus an die Erde hatte er ihr ein Denkmal brüderlicher Dankbarkeit geſetzt in den Verſen:

„Geliebte Schwester, die freundlich immer mein
Leben geschützt
es mit süßer Sorge getragen und den trüben
Stunden die lieblichsten Blumen gereicht hat."

Erklärlich, wie dieser Verlust ihn bis in das innerste Mark treffen und tief niederbeugen mußte, denn diese Wunde schloß sich niemals wieder.

Etwas half ihm über den herben Schmerz hinweg die große Freude über die am 25. Juli dieses Jahres erfolgte Geburt eines zweiten Sohnes, welcher Carl Bernhard Maximilian genannt wurde[1]. Dieses „jüngste und kleinste Individuum" war für Knebel, welcher große Liebe zu Kindern hatte und an ihnen „das erste Aufkeimen der Menschheit" betrachtete, eine beständige Quelle der Freundlichkeit, um so mehr, als in seinem älteren Sohne jetzt ebenfalls der Drang erwachte, gleich seinen Altersgenossen das Schreibheft mit dem Schwerte zu vertauschen und mit zu arbeiten an der Befreiung des deutschen Vaterlandes. Und obwohl Knebel sich für die Niederwerfung der Franzosen sehr wenig erwärmen konnte, die Begeisterung, welche die Gemüther ergriffen hatte, vielmehr nur als „falschen Kriegsgeist" betrachtete, versagte er doch, eingedenk der eigenen Militairzeit und daß seine Brüder und Verwandten Offiziere gewesen waren und noch waren,

[1] Taufpathen waren: Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar, Prinzessin Caroline, Frau von Stein, Jean Paul, Holzschuher, Emilie Gore u. A.

dem von feurigem Jünglingsmuthe durchglühten Sohne die Genehmigung zum Eintritt in das Heer nicht, so daß dieser schon am 14. Januar 1814 zum Fähnrich und im März zum Offizier ernannt wurde. Er marschirte unter dem Befehle des Herzogs Bernhard von Weimar nach den Niederlanden und kehrte noch im selben Jahre gesund zurück. Im folgenden Jahre nahm er als Lieutenant im 32. Preußischen Infanterie-Regiment am Feldzuge Theil und kam dann nach Wesel in Garnison.

Wirkte die Freude über den zweiten Sohn auf Knebels Gemüth verjüngend, so war doch sein körperliches Befinden recht kümmerlich. Die langjährigen rheumatischen Leiden hatten sich in letzterer Zeit derart verschlimmert, daß er im Jahre 1815 in Folge von Ausschlägen an den Beinen über Jahr und Tag sein Haus nicht verließ. Aber er hatte sich allmählich einen solchen Gleichmuth erkämpft, daß er die Schmerzen mit großer Ruhe ertrug. Sie hätten sogar, schreibt er am 15. October 1815, das Gute gehabt, daß sein innerer Zustand von den „strengen Privationen, denen er sich unterwerfen mußte, gedeihlicher wurde, und ihm der Geist heiterer blieb".

So gab er in diesem Monate eine Sammlung kleiner Gedichte, wenngleich ohne Nennung seines Namens, im Druck heraus[1], welche bei seinen Freunden

[1] Sammlung kleiner Gedichte. Leipzig, Göschen.

lebhaften Beifall fanden. „Ihre Gedichte liegen vor mir wie ein Gebetbuch, daraus ich mich stärke" schrieb ihm am 6. März 1816 Frau von Stein. Mehrere orientalische Gedichte theilte er Goethe mit, der sie in freier Nachdichtung im Westöstlichen Divan veröffentlichte. Zu ihnen zählt das Gedicht „Fetwa" im Buch Hafis [1].

Auch hatten Knebels Verdienste um die Wissenschaft der Mineralogie durch seine am 9. Juli d. Js. erfolgte Ernennung zum Assessor der mineralogischen Gesellschaft in Jena gebührende Anerkennung gefunden, so daß es an allerlei kleinen Freuden nicht fehlte, zu welchen besonders auch des Hauses jüngster Sproß, welcher schon im Alter von zwei Jahren Goethes Namen aussprechen konnte, seinen guten Theil beitrug.

Aber wieder erfüllte Trauer sein Herz, als ihm Frau von Stein den am 20. Januar 1816 erfolgten Tod der Prinzessin Caroline meldete, welche noch seine Sammlung kleiner Gedichte mit einigen eigenen Versen geschlossen hatte. Den älter Gewordenen ließ aber die mühsam errungene Seelenruhe diesen Verlust weniger heftig empfinden. Durch die schweren letzten Jahre, wo so viel menschliches Elend an seinem Geiste

[1] Vgl. Knebels Brief an Goethe vom 25. Januar 1815 [Goethe-Archiv] und Goethe an Knebel vom 8. Februar 1815 und vom 3. Januar 1816. Nach Düntzer „Freundesbilder aus Goethes Leben" sind auch die Divan-Gedichte Buch 4, 53 und 110: „Befindet sich einer heiter und gut" und „Die Welt ist durchaus lieblich anzuschauen" durch Knebels Mittheilungen entstanden.

vorübergezogen, war er, wie er selbst gestand, weniger empfindlich geworden. Das Gemüth, meinte er, beziehe sich, wie der Körper bei öfterer rauhen Berührung mit einem gewissen callus, so daß Leiden und Freuden weniger tief in dasselbe eindringen könnten, sonst würde ihm dieser Verlust eine tiefere Wunde geschlagen haben. Denn er wisse Niemand, der die Entschlafene an zartem Gefühl und Richtigkeit des Verstandes übertroffen hätte. Die allein übrig gebliebene dritte Freundin, das treue Boschen, deren Grab schon neben Henriettes Ruhestätte bereitet war, blieb in Ludwigslust wohnen, wo man sich ihrer liebevoll annahm.

Allmählich ließen Knebels gichtische Leiden wieder nach und er gewann die Hoffnung „bei Beibehaltung seines klösterlichen Lebens noch ein Paar Jahre auf dem Strome der Zeit fortschwimmen zu können". Häufiger Tischgast war Gothe im Knebel-Hause, wo es sehr ungenirt herging. Hier im Kreise weniger Freunde legte Goethe jenes förmliche, steife Wesen bei Seite, welches ihn in Weimar gegen neugierige Zudringlichkeit schützen mußte, und liebte z. B. im Sommer ohne Rock bei Tische zu sitzen. „Nichts ist schöner", schreibt Hudtwalker an Jean Paul, „als wenn Goethe heiter ist, die beiden (Goethe und Knebel) sich mit anmuthiger Ironie necken zu hören." Ja sogar nicht selten entbrannte in dieser zwanglosen Gesellschaft, namentlich wenn Knebels guter Wein Goethes Zunge

gelöst hatte, zwischen den alten Freunden heftiger Wortstreit, der auch wohl kleine Mißstimmungen hervorrief, welche indessen durch Vermittelung von Knebels Haus- und Tischgenossen Dr. Weller, Assistenten an der Jenaer Bibliothek, stets bald wieder ausgeglichen wurden. Knebels 73. Geburtstag 1817 hatte Goethe durch die Verse gefeiert:

„Lustrum ist ein fremdes Wort,
aber, wenn wir sagen
Lustra haben wir am Ort
acht bis neun ertragen
und genossen und gelebt
und geliebt bisweilen
wird, wer nach dem Gleichen strebt,
heute mit uns theilen.
Wenn wir sagen, das ist viel,
denn das Leben streuet
Blum' und Dornen, Ziel ist Ziel,
das uns heute freuet."

Zelter setzte dieses Lied für Knebel in Musik.

Auch die alten Freunde Holzschuher und Robinson nisteten sich wieder eine Zeit lang bei ihm ein, mancherlei geistige Anregung bringend. Des Ersteren außergewöhnliche geistige Beweglichkeit wirkte belebend, der gelehrte Robinson aber beglückte ihn durch eine Fülle für ihn mitgebrachter englischer Litteratur, für welche Knebel in letzterer Zeit eine besondere Vorliebe zeigte, und welche nun mit größtem Genusse gemeinschaftlich studirt wurde.

Hin und wieder beehrten ihn die sich zeitenweise in Jena oder Dornburg aufhaltenden Großherzoglichen Herrschaften und deren Gefolge mit ihrem Besuch, welchen er in Dornburg erwiderte.

Ueber sein inneres Leben sprach er sich im Jahre 1818 in einem Aufsatze „Blicke auf unser Dasein" aus: „Das höchste, was der Mensch in seinem geistigen Leben erlangen kann, ist doch ohne Zweifel die Ruhe der Seele." Diese werde erreicht durch Bändigung der Leidenschaften, Hoffnungen und Wünsche. Wie er seit Jahren daran gearbeitet, sich an das Fehlschlagen von Hoffnungen und die durch seine gedrückte Vermögenslage bedingten Entsagungen zu gewöhnen, so hatte er allmählich die in früheren Jahren mangelnde Fähigkeit gewonnen, das Gebotene mit Behaglichkeit zu genießen. Auch in späteren Jahren wirft er Rückblicke auf sein Leben und sucht sich in kleinen philosophirenden Abhandlungen über die Bestimmung der Welt und der Menschen in derselben klar zu werden. Aber es sind meistens nur gelegentliche, mehr zur eigenen Beschäftigung als zur Belehrung Anderer hingeworfene Betrachtungen, welche er selbst nicht als besondere Leistungen ansah, denn seine eigenen Kräfte, wiederholt er seinem Freunde Goethe oftmals, reichten nicht weit. „Wir Armen nähren uns von der Gabe Anderer, und selten blüht uns ein Blümchen, das eigen uns wäre, noch auf." Zu letzterem zählt das im Jahre 1819 verfaßte Gedicht „Hanns Knebel",

welches den Märtyrertod eines angeblichen Vorfahren besingt[1].

Gegen den Schluß dieses Jahres wurde endlich das Hauptwerk seines Lebens, die Uebersetzung des Lukrez beendigt. Schon 1811 hatte der Verlagsbuchhändler Cotta den Verlag übernehmen wollen, wenn ihm der Absatz von 300 Exemplaren binnen zwei Jahren garantirt würde. Dieses Risiko mochte Knebel nicht übernehmen, die Kauflust des deutschen Lesepublikums war auch damals gering. Und im Jahre 1815 erbot sich Göschen, das Werk zu drucken, Knebel aber wollte eine günstigere Zeit abwarten. Zum leichteren Verständnisse vervollständigte er die Uebersetzung noch durch eine Vorrede und eine jedem Buche des Gedichtes vorangestellte Inhaltsangabe. Diese mit der ihm eigenen Sorgfalt ausgeführten Arbeiten übersandte er vor dem Druck zur Durchsicht an Goethe, welcher, im Allgemeinen einverstanden, dem Freunde noch einige werthvolle Fingerzeige gab, so daß der Druck erst im Jahre 1821 erfolgte. Der Eindruck, welchen diese meisterhafte Uebersetzung in Knebels Freundeskreise hervorrief, war groß; Goethe vertiefte sich nochmals eingehend in die Dichtung und empfahl die Uebersetzung in der Zeitschrift „Kunst und Alter-

[1] Das Fehlen verwandtschaftlicher Beziehungen zwischem dem Märtyrer und der Knebelschen Familie ist näher dargelegt in meiner Schrift: „Untersuchung über den Ursprung des fränkischen Geschlechts Knebel." Stettin 1886 (Manuskript).

thum“[1] in einer Abhandlung, deren Durchlesung Knebel fast Freudenthränen ausgepreßt hatte. Endlich fand seine Arbeit jahrzehntelangen mühsamen Fleißes die gebührende Anerkennung seiner Freunde, was ihn auch hierbei mehr belohnte, als der geringe Geldgewinn[2].

Das sechs Gesänge umfassende Lehrgedicht „über die Natur der Dinge“, in welchem Lukrez, ein Schüler Epikurs, seine völlig materialistische Weltanschauung darlegt, hatte Knebel in deutschen Hexametern so ausgezeichnet übertragen, daß das als meisterhaft anerkannte Werk noch heute unübertroffen ist. Die großen Schwierigkeiten, welche sich der poetischen Bearbeitung des ungefügen lehrhaften Stoffes entgegenstellten, waren glücklich überwunden und seine Verse locken nach Goethes Ausdruck „graziös und anmuthig in die tiefsten Geheimnisse Lukrezischer Poesie hinein“. Es war ihm gelungen, den Lukrezischen Geist ganz wiederzugeben, einen deutschen Lukrez zu schaffen, was nur einem so gewissenhaften Arbeiter gelingen konnte, der die Fähigkeit besaß, sich, wie Goethe sagte, „nach Rom zu versetzen und sich vollständig zu vergegenwärtigen, wie es daselbst in bürgerlichen, kriegerischen, religiösen und ästhetischen Zuständen zu der Zeit ausgesehen hat, als das Gedicht entstand“.

[1] Goethes Werke (1873) Bd. 28. „von Knebels Uebersetzung des Lukrez“ und Annalen 1821 S. 246.

[2] Von den versprochenen 54 Friedrichsdor zahlte Göschen 25 an; für die zweite Ausgabe 1831 erhielt Knebel von ihm 10 Doppellouisdor.

Eine Rezenſion in den Göttingenſchen gelehrten Anzeigen vom 26. Februar 1824 ſpricht ſich ſo aus: „Nur ein Mann, der große ſeltene Dichtergaben mit einem hellen philoſophiſchen Geiſte und mit einer genauen ſelbſterworbenen Kenntniß des Alterthums, beſonders der alten Philoſophen vereinigte, durfte ein ſolches Unternehmen wagen, und nur eine ſeltene, durch innige Geiſtesverwandtſchaft erzeugte und genährte ganz uneigennützige Liebe, durch die er ſich fortwährend zu dem Schriftſteller hingezogen fühlte, konnte ihm die Kraft geben, mit feſtem Muth und unwandelbarer Munterkeit ein Werk zu betreiben, deſſen Vollendung unter den günſtigſten Umſtänden viele Jahrzehnte erfordern mußte, ohne ſich auch von dem glücklichſten Erfolge außer dem eigenen Bewußtſein irgend einen anderen Lohn verſprechen zu können als den Beifall und Dank einer geringen Anzahl von Theilnehmern. Die Sprache iſt fließend aber würdevoll, und jeder Ausdruck ſorgfältig gewählt, um hinter der elegantia, welche die Alten einſtimmig am Lukrez rühmten, nicht zurückzubleiben. Sorgfältig bewahrt der Ueberſetzer die edle Einfachheit und ſcheinbare Kunſtloſigkeit des Originals, und in dem Ganzen weht ein wahrhaft alterthümlicher Geiſt, der nirgends durch modernen Ausdruck der Empfindung entſtellt iſt.“

Dieſe, Knebels Meiſterſchaft in beiden Sprachen beweiſende Arbeit ſichert ihm einen dauernden Platz in der deutſchen Litteratur. Zwar hatte er, gleich

Goethe, anfänglich beabſichtigt, ſelbſt ein ähnliches Werk wie das Lukreziſche Gedicht zu ſchaffen, ſich aber in richtiger Erkennung ſeiner mangelnden Kraft mit der Ueberſetzung begnügt, wobei ihm die eigenthümliche Fähigkeit, ſich ganz in das Fühlen Anderer zu verſenken, trefflich zu Statten kam. Es war daher nicht ſeine Schuld, daß im neunzehnten Jahrhundert ein Werk wenig Beachtung fand, welches während ſeiner Entſtehung Gegenſtand der neidloſen Bewunderung aller Litteraturfreunde geweſen war und allgemeines Aufſehen erregt haben würde, wenn es im 18. Jahrhundert erſchienen wäre. Wie Horaz in äſthetiſcher, war Lukrez in philoſophiſcher Hinſicht für jenes Jahrhundert tonangebend, und auch der Weimarer Kreis empfand großes Intereſſe für Lukrez. Jetzt dagegen und ſpäter, bei der im Jahre 1831 erfolgenden zweiten Ausgabe war Knebels ſchönſter Lohn der Beifall ſeiner Freunde. „Es darf dir wirklich", ſchreibt ihm Goethe im letzten Briefe am 23. Oktober 1831, „in deinem hohen Alter ein heiteres Gefühl der Selbſtzufriedenheit geben, wenn du bedenkſt, was es heißen will und was es hervorbringt, wenn man ſein Leben einem großen faſt unüberſehbaren und kaum zu vollendenden Werke widmet."

Unter Knebels Gedichten ſind die werthvollſten die ernſten, warm empfundenen Elegien und Hymnen zum Preiſe der Natur und ihrer Schönheiten, welche er über Alles liebte, ebenfalls in Hexametern und Diſtichen gedichtet. Den Hexameter, aber nicht den römiſchen

und griechiſchen, ſondern eine der deutſchen Sprache entſprechende Nachbildung, die den freien Geiſt nicht zu ſehr beſchränkt und die Vortheile unſerer Sprache durch Wahl, Stellung und Ordnung der Worte kund thut, hielt er für das der deutſchen Sprache angemeſſenſte, und für die deutſche Poeſie geradezu unentbehrliche Versmaß, da ſich durch ihn faſt allein unſere deutſche Sprache erhebe und einen poetiſchen Vortheil über andere neue Sprachen erlangt habe. Aber nicht ſklaviſch mochte er ſich an die metriſchen Geſetze der Alten binden, da der Ton und Wohllaut des deutſchen Verſes faſt nur auf dem Accent und der richtigen Wahl und Stellung der Worte ruhe[1]. Im bewußten Gegenſatze zu dem „proſodiſchen Rigorismus" von Voß, welchen er ſelbſt als Flügelmann der deutſchen Proſodie bezeichnet[2], deſſen gefühllos-mechaniſche Art er aber wiederholt bemängelt, ſuchte er den deutſchen Hexameter gefälliger, wohllautender zu geſtalten. Auf „wahres Gefühl für den Geiſt, die Sache, nicht auf kahle Sylbenmeſſung und Wortſtellung" kam es ihm an[3].

---

[1] Nachlaß III. 71. Knebel an Goethe vom 16. März 1813 Nr. 399.

[2] In einem Briefe vom 21. September 1797 an Amalie v. Imhoff, im Beſitze des Verfaſſers; vgl. Knebel an Böttiger vom 22. September 1797 in Böttigers litterariſchen Zuſtänden II. S. 216.

[3] Vgl. die Diſtichen: Nachlaß I. S. 101 Nr. 98 u. 99:

„Unglückſelig Geſchick, ihr verſehämmernden Meiſter,
Ruft Ihr die Muſen herbei, ſind doch die Grazien fern."

Der Hexameter, wenn er mehr dem Rythmus der Gedankenfolge und nicht bloß als Repräsentant der Prosodie hingestellt werde, könne gar wohl auch bei uns „singbar gemacht“ werden. Den Anfang von Goethes Reineke Fuchs, den er für das beste und der Sprache eigenthümlichste Werk deutscher Prosodie hielt, will er mit seinem Sohne zusammen „gleichsam abgesungen“ haben[1]. Wie Goethe für den Hexameter, nahm er für die Versmaße seiner anderen Gedichte Klopstock zum Vorbilde. Schon als junger Mensch sprach er sich gegen Boie über Klopstocks außerordentlich großes Verdienst um das Silbenmaß sehr anerkennend aus und hob in seiner Denkschrift vom 30. Januar 1804 hervor, wie Klopstock als der erste Teutsche anzusehen, der der Sprache Kraft, Schwung und Originalität, der Dichtkunst eine neue Form gegeben und die unerträgliche Fessel des Reims zerschlagen habe[2]. An dieser Ansicht hielt er auch noch fest, als er am 28. Oktober 1824 an Döring schrieb: „Klopstock hat offenbar die deutsche Poesie zu einer Würde erhoben, die sie vor ihm nicht hatte. Ob er gleich darin auch Eigenheiten zeigt, so ist doch nicht zu läugnen, daß er durch seinen Versbau im Allgemeinen den richtigen Takt für Wohlklang und Rythmus der

[1] Goethe-Knebel Nr. 126 vom 22. Dezember 1795, Nr. 180 vom 18. Juli 1798, Nr. 399 vom 16. März 1813.

[2] Unlängst vorher hatte er ihn als „Deutschlands ersten Dichter“ bezeichnet. Von und an Herder III. S. 228.

hohen Poesie — wohin die gereimte niemals gelangen kann — auf mancherlei Art dargelegt hat.“ So dichtete Knebel fast nur in antiken Versmaßen, eine der Hauptzierden deutscher Poesie, den Reim dagegen als angeblich nicht der „hohen Poesie“ angehörig, völlig verschmähend, wie er von bedingungsloser Vorliebe für altklassische Bildung und Litteratur überhaupt erfüllt war, zu welcher er von seinen mannichfachen Beschäftigungen mit anderen Wissenschaften immer wieder als zum Quell aller Geistesbildung zurückkehrte. Erklärlich daher, daß ihm die Nachahmung italienischer und spanischer Maß- und Reimspiele in deutscher Sprache, welche nach seiner Ansicht nicht dazu paßt und wo die Gedichte nur da zu sein scheinen um der Reime willen, die wie eine schmale Tresse um einen schlechten Rock zur Zierde prangen, zuwider war, und er sich gegen Platens Ghaselen wegen ihrer ewigen Wiederholung derselben Zeile und desselben Reimes zu einem ungerecht-abfälligen Urtheil hinreißen ließ. Von den neueren Dichtern hatten nur wenige seinen Beifall gefunden, z. B. Simon Dach, Ewald von Kleist, Hagedorn und Bürger [1].

Knebels Gedichte kamen in Boies Musenalmanach, der Adrastea, dem deutschen Merkur und anderen Zeit

[1] Wie gering er sonst die „neuesten Schriftsteller“ schätzte, spricht das Distichon aus (Nachlaß I. S. 81):

„Eure herrlichen Werke sind alle geschrieben der Nachwelt,
Wär ich die Nachwelt nur, daß ich sie könnte genießen.“

schriften zum Abdruck und erregten oft leidenschaftliches Entzücken seiner Freunde, welche in überschwenglichen Lobsprüchen Beifall zollten. Der empfindsame Mathisson z. B. gesteht ihm, daß er den „Hymnus an die Erde", welchen Frau von Stein täglich zum Morgensegen las, lieber als alle eigenen Gedichte gesungen haben würde, und die Herzogin von Dessau beim Vorlesen dieses Gedichtes „vor schöner Rührung in Thränen zerflossen sei". Selbst der lobkarge Goethe meinte, Knebels Gedichte würden fortleben, weil sie ein allgemeines wissenschaftliches Interesse hätten. Aber — Goethe war ein schlechter Prophet, heute liest Knebels Lieder Niemand mehr, die antike Form und der lehrhafte Gegenstand, welchen er als Hauptaufgabe der Poesie betrachtete[1], stoßen uns ab.

[1] Vgl. Goethe-Knebel Nr. 643 vom 23. Mai 1827.

Zwölftes Kapitel.

Immer freundlicher gestaltete sich das Leben dem alternden Weisen, welchem der Großherzog als äußeren Beweis seiner Gnade Anfang 1820 den Orden des weißen Falken verlieh. Sein Sohn Carl, welcher mit zärtlicher Liebe an den Eltern hing, erfreute diese, namentlich nachdem er von Wesel nach Erfurt in Garnison gekommen war, durch häufige Besuche, bei welchen er oftmals einige Kameraden mitbrachte. Im Jahre 1823 nahm er den Abschied aus Preußischen Diensten und trat als Hauptmann und Jagdjunker in den Dienst des Fürsten Reuß-Ebersdorf, in dessen Begleitung er interessante Reisen ausführte. Im Jahre 1825 verheirathete er sich mit Friederike geborenen von Geysau, Tochter eines badischen Geheimraths, welche nach dem Tode ihres ersten Gatten von Wasmer von ihrem zweiten Gemahl, einem Grafen Solms in Coburg geschieden worden war. Die Verbindung des Sohnes mit der interessanten geistvollen Dame erfüllte Knebels Herz mit großer Freude, und es fand während der ersten Jahre dieser Ehe zwischen dem alten Knebelschen

Paare mit dem auf dem nahgelegenen Gumperda, einem Lehngute von Knebels des Jüngeren Gattin, wohnenden jungen Paare ein lebhafter Verkehr statt. Doch auch die dritte Ehe der jungen Frau war keine glückliche und wurde nach Knebels Tode 1837 geschieden. Der am 9. August 1826 geborene einzige Sohn starb sehr bald wieder.

Auch an dem zweiten ebenfalls gut beanlagten Sohne, dessen Unterricht Knebel während des Knabenalters selbst leitete, und welcher schon mit elf Jahren dem Vater zum Geburtstage eine Ode in griechischer Sprache aufsagen konnte, hing sein Vaterherz mit zärtlicher Liebe. Sehr schwer wurde ihm die Trennung, als Bernhard im April 1833 zum Besuche der Universität nach Berlin ging. Er empfahl ihn dem Professor Johannes Schulze daselbst, mit warmen Worten betonend, wie Bernhard durch sein gutes unverdorbenes Herz und sorgsames Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung ihm schon viele Freuden in seinem Alter gemacht habe. Trotz seines hohen Alters unterhielt er eifrigen Briefwechsel mit dem jungen Studenten in Berlin.

Beiden Söhnen erwies Goethe eine väterliche Freundschaft. Des älteren bereits vom fünften Jahre an geübtes Zeichentalent unterstützte er, indem er ihm Vorlagen zuschickte, ihn persönlich unterwies und die gefertigten Zeichnungen prüfte. Auch nahm er seine Gedichte, welche im „Wunderhorn stehen könnten, ohne

daß irgend jemand einen Anstoß nähme", gütig auf, gestattete die Uebersendung der von ihm komponirten Lieder und vermittelte dessen Eintritt in das Heer. Sein Pathenkind Bernhard besingt er in kleinen Versen, übersendet ihm Schreibevorschriften und nimmt an seiner Entwickelung liebevollen Antheil. Eine Zeichnung von ihm befindet sich im Goethehause. Beide Söhne waren ihm in warmer Liebe zugethan.

Zu den näheren Bekannten im hohen Alter zählten besonders Knebels Nachbarn, der Oberst von Lynker und die Schriftstellerin Lina Reinhard, der Staatsrath Schultz, der Kanzler von Müller, Frau von Chezy, und Goethes Freund der Musiker Carl Friedrich Zelter.

Im Jahre 1821 hatte ihn der auf der Universität in Erlangen studirende Dichter Graf Platen aufgesucht, dessen Bekanntschaft mit Goethe Knebel in seinem Hause vermittelte. Er vermochte indessen nicht, sich mit Platens Muse zu befreunden. Als dieser ihm im Jahre 1823 eine Fortsetzung seiner Ghaselen und das Manuskript seines „gläsernen Pantoffels" übersandte, äußerte er sich gegen den Kanzler von Müller und Goethe über Platens Dünkel, eine neue Aera in der Poesie anfangen zu wollen, über die Fratzenhaftigkeit mancher seiner Ghaselen sowie über das genannte Drama als „geschmackloseſtes Machwerk" in ungerechter, übertrieben abfälliger Weise, und sprach sich ähnlich unfreundlich gegen den Verfasser selbst aus, so daß

dieſer ſich durch ſeine „Klage eines Ramlerianers“ und „Antwort an die Ramlerianer“ an dem „lieben alten Herrn Major“ rächte.

Nahm Knebel in ſpäteren Jahren zwar immer noch Antheil am litterariſchen Leben — mit Lektüre verſorgten ihn der Bibliothekar Vulpius, ſpäter der Rath Kräuter, Kanzler von Müller, Goethe und andere Freunde — ſo wurde doch ſeine eigene Produktivität immer geringer. Zwar ſchrieb er noch bis ins höchſte Alter verſchiedene kleine philoſophirende Abhandlungen nieder[1] ſowie einige Erinnerungen aus ſeinem Leben und überſetzte kurze Stücke aus den alten und engliſchen Klaſſikern. Im Uebrigen aber erſtreckten ſich die eigenen Leiſtungen auf Briefwechſel mit Freunden und Verwandten, ſowie auf Gelegenheitsgedichte zu Geburtstagen, von denen das dem Andenken der Großherzogin Luiſe geweihte vom Jahre 1830[2] noch keine Abnahme der Geiſteskräfte, über welche er jetzt in ſeinen Briefen oft zu klagen pflegte, erkennen läßt.

Von Knebels ſchriftlicher Hinterlaſſenſchaft gewährt auch heute noch größtes Intereſſe ſein ausgebreiteter Briefwechſel. Er hat, wie Haym[3] zutreffend bemerkt, in ſeinen Briefen ſchriftſtelleriſch mehr geleiſtet,

---

[1] Nachlaß III, S. 435 ff.

[2] Vgl. unten S. 168.

[3] Herder nach ſeinem Leben und ſeinen Werken. Band II, S. 750.

als in seinen Schriften, und der Briefwechsel ersetzt in gewissem Maße die fehlenden wissenschaftlichen und dichterischen Leistungen, welche er theils vor lauter Bedenklichkeiten nicht zur Ausführung bringen konnte, oder wozu es ihm an Talent oder Ausdauer mangelte. Nie aber ermüdete er im Briefschreiben, empfing eben so gern Briefe und bewahrte sie sorgfältig auf. „Goethe", schreibt er am 8. März 1810 der Schwester, „hörte ich kürzlich beklagen, daß er so viele Briefe verbrannt habe. Ich komme schwer (dazu) eines Freundes Briefe zu verbrennen. Ich sehe einen Brief wie ein Stückchen vom Leben meines Freundes an. Wie sehr erfreuen uns Herders Briefe. Es ist mehr darin als in seinen Schriften." (?)[1]

Letzteres trifft in erhöhtem Maße auf Knebels Briefwechsel zu, welcher nicht nur für seine, sondern auch für die persönlichen Verhältnisse einer großen Zahl litterarisch berühmter und bekannter Männer und Frauen damaliger Zeit das höchste Interesse gewährt und einen wichtigen Beitrag zur Litteraturgeschichte liefert. Dies gilt namentlich von dem Goethe-Knebelschen Briefwechsel[2], von welchem Goethes Briefe an Knebel von 1774 bis 1831 und Knebels Briefe

---

[1] Vgl. seine ähnliche Aeußerung zum Kanzler von Müller. Nachlaß III, S. 90.

[2] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, 2 Bände, Leipzig 1851.

an Goethe von 1793 bis 1832 erhalten sind. Sie enthalten bekanntlich zahlreiche höchst schätzbare Mittheilungen über persönliche und litterarische Dinge, über die wichtigsten Ereignisse im Leben beider Freunde und ihr gegenseitiges Verhältniß, über ihre Charaktere, wissenschaftlichen und dichterischen Bestrebungen und manches Andere. Der heutige, an politisches Denken gewöhnte Leser empfindet es dagegen als Mangel, daß diese Briefe gleich den Goethe-Schillerschen die großen Zeitereignisse fast gänzlich mit Stillschweigen übergehen, — der Völkerschlacht bei Leipzig gedenkt Goethes Brief vom 4. November mit keinem Worte — litterarische und andere Kleinigkeiten aber mit großer Ausführlichkeit behandeln. Diese Eigenthümlichkeit kann indessen nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie geringes Verständniß Goethe für Geschichte und Politik besaß, den Eintritt seines Sohnes in das deutsche Heer für überflüssig erachtete und sich absichtlich in das Reich der Wissenschaft zurückzog. In ähnlicher Weise war Knebels Urtheil durch das Mißfallen an den politischen Verhältnissen der deutschen Lande, durch Preußenhaß, sowie blinde Bewunderung Napoleons und des Franzosenthums derart verdunkelt, daß er die gewaltigen politischen Ereignisse, welche sich vor ihm abspielten, ebenfalls nicht verstehen wollte. — Nicht minder interessant ist, besonders in litterarischer Beziehung und hinsichtlich der Verhältnisse am Weimarer Hof Knebels Briefwechsels mit seiner Schwester

Henriette[1], wenngleich manche Schroffheiten und schiefe Urtheile mit unterlaufen.

Für die Kenntniß ferner von Knebels persönlichen Verhältnissen, namentlich während des Ilmenauer Aufenthalts, sind von besonderer Bedeutung seine an Herder bezw. dessen Gattin gerichteten Briefe, von denen 199 in der Briefsammlung „Von und an Herder“[2] abgedruckt sind. Ebenso sind von hohem litterarischen Werth die in Knebels Nachlaß abgedruckten an ihn gerichteten Briefe Carl Augusts[3], Herders, Böttigers, Boies, Mathissons, der Herzogin Anna Amalia und vieler Anderer sowie die in der Sammlung „Zur deutschen Litteratur und Geschichte“[4], veröffentlichten Briefe litterarisch bekannter Männer. Von Wichtigkeit sind außerdem noch die „Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund“[5], Knebels Briefe an Mathisson[6] und an C. A. Böttiger[7]. Im Großherzog-

[1] H. Düntzer, Aus Carl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. Fr. Mauke.

[2] H. Düntzer und Ferd. Gottfr. von Herder, Von und an Herder. Leipzig 1861. Bd. III, S. 1—244. 2 Briefe Knebels sind im Nachlaß abgedruckt.

[3] Mit Commentar besonders herausgegeben in der Schrift von H. Düntzer, Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder, Leipzig 1883.

[4] H. Düntzer, Zur deutschen Litteratur und Geschichte, ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. Nürnberg 1858, 2 Bände.

[5] Herausgegeben von H. Düntzer, Leipzig 1856.

[6] Mathisson, Litterarischer Nachlaß Bd. III, S. 1—18.

[7] K. W. Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1838, Bd. II, S. 210 bis 228.

lichen Hausarchiv zu Weimar endlich befinden sich noch zum großen Theil ungedruckte Briefe zwischen Knebel und Carl August, der Herzogin Anna Amalia, Briefe des Prinzen Constantin und Frau von Stein, Fräulein von Göchhausen an Knebel, ihren „liebreichen freundlichen, geselligen wohlthäthigen Freund".[1] Knebels umfangreicher Briefwechsel mit dem Minister von Altenstein[2] ist leider ebenfalls noch nicht zum Abdruck gelangt[3].

Die in Knebels handschriftlichem Nachlasse enthaltenen zahlreichen Uebersetzungsproben aus lateinischen,

---

[1] Knebels Briefe an Frau von Stein aufzufinden, ist mir noch nicht gelungen. Frau von Stein hat sie nicht vernichtet. „Ihre Briefe", schreibt sie ihm am 4. April 1787, „kann ich nicht verbrennen. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, etwas so hübsches zu zerstören. Sie sollten billig, wie des Plinius seine, auf die Nachwelt kommen." Im April 1811 schrieb sie ihrem Sohne Fritz, sie wolle ihm die aufgehobenen Briefe von Knebel vermachen. Einige dieser Briefe befinden sich auch noch heute im Besitz ihres Urenkels, des Freiherrn von Stein auf Kochberg. In Knebels litterarischem Nachlaß ist nur ein Brief an Frau von Stein abgedruckt. III, S. 108 ff.

[2] Ein Theil dieser Briefe befindet sich nach brieflicher Mittheilung des Freiherrn von Stein auf Kochberg in dessen Besitze.

[3] Die Angabe der allgemeinen deutschen Biographie, daß Carl Wagners Sammlung von Briefen von und an Merk Briefe Knebels enthalte, habe ich nicht bestätigt gefunden. Es ist darin vielmehr nur ein Brief seines Bruders Christian von Knebel an Höpfner enthalten.

Von autographischem Interesse ist die in Knebels handschriftlichem Nachlasse befindliche Sammlung von Briefen seiner Zeitgenossen. Die Sammlung ist im Besitze von Knebels Enkelin Frau Professor Gyldén, geb. v. Knebel, in Stockholm.

griechiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, arabiſchen, franzöſiſchen und hauptſächlich auch engliſchen Schriftſtellern beanſpruchen als lediglich zur eigenen Befriedigung und augenblicklichen Beſchäftigung hingeworfene Bruchſtücke keinen dauernden Werth.

Zu bedauern iſt, daß Knebel ſich nicht entſchließen konnte, eine geordnete Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. Zwar machte er, von Goethe aufgefordert, wiederholte Anfänge, indem er die in ſeinem litterariſchen Nachlaſſe abgedruckten Bruchſtücke einer eigenen Lebensgeſchichte aufzeichnete — auf ſeinen Angaben beruht auch Goethes Schilderung der erſten Begegnung mit ihm — ließ aber die angefangene Arbeit ſtets wieder ſehr bald liegen. Abgeſehen von dem ihm anhaftenden Mangel an Ausdauer trug die Schuld hieran auch noch ſeine natürliche Beſcheidenheit und die Scheu, mit ſeiner Perſon vor das Publikum zu treten, wie er z. B. Böttigers im Jahre 1824 an ihn gerichtete Bitte, ihm das Wichtigſte aus ſeinem Leben zur Aufnahme in das Converſationslexikon mitzutheilen, ablehnte, weil es ihm unmöglich ſei, von ſich zu ſprechen, noch weniger über ſich zu ſchreiben, am wenigſten für das Converſationslexikon.

Im hohen Alter fühlte er aber nicht mehr die Kraft, das Verſäumte nachzuholen. Grade ihm würde es nicht ſchwer gefallen ſein, an der Hand der mit verſchwindend wenigen Ausnahmen in ſeinen Tageskalendern aufgezeichneten Bemerkungen die ſchon durch

unausgesetzten Verkehr mit den hervorragendsten Zeitgenossen interessante Geschichte seines Lebens zu schreiben, während vom Nachgeborenen die lapidarischen Tagebuchsnotizen lange nicht in dem Maße verwerthet werden können, wie seiner Zeit von ihm selbst. Wie er sich aber immer lieber der Aneignung sehr verschiedenartiger Kenntnisse hingegeben, als bemüht gewesen war, ein bestimmtes Werk zu vollenden, so blieb es auch bei den Ansätzen zur Selbstbiographie. „Ich für meinen Theil", schreibt er z. B. an d'Alton, „bin zwar den ganzen Tag beschäftigt, thue aber doch nichts, d. h. ich kriege nichts zu Stande, worüber sich die Menschen freuen, noch weniger, woraus sie sich belehren könnten."[1] Und am 30. April 1831 vertraut er dem Tagebuch: „Ich war nicht im Stande, ein Buch zu schreiben. Was ich geschrieben habe, sind Aphorismen, man mag die Uebersetzungen aus Lukrez und Properz u. s. w. ausnehmen."

Dürften nun zwar seine Hymnen, Elegieen und Distichen ebenfalls hierher gehören, so würde er dennoch längst vergessen sein, wollte man ihn nur danach beurtheilen, was er an werthvollen litterarischen Arbeiten hinterlassen; denn die Gebildeten von heute, ausgenommen einige Philologen und Liebhaber Properzischer und Lukrezischer Dichtungen, finden an Knebels

[1] Vgl. seine oben mitgetheilte Aeußerung vom 1. Oktober 1800, er gedenke die Schriftstellerei anzufangen, wenn er alt und kindisch werde.

didaktiſcher Poeſie und ihrer antiken Form keinen Geſchmack mehr. Seine Bedeutung beruht eben nicht in ſeinen Schriften, ſondern darin, wie er als wohlwollender Freund von ſtreng rechtlichem Charakter, fein gebildetem Geſchmacke und großem Verſtändniß offen und ehrlich, durch einen beſonderen Zauber der Perſönlichkeit auf ſeine Zeitgenoſſen, beſonders auf Goethe und Herder eingewirkt hat. Dieſes ſein Wirken im vollen Umfange nachzuweiſen, erſcheint heute kaum mehr möglich. Wie hoch aber Herder ſeine Meinungen ſchätzte, bezeugt obige Aeußerung ſeiner Gattin, und welchen Werth Goethe auf ſein Urtheil, auf ſeine Theilnahme an den dichteriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten legte, wie er durch deſſen Mitarbeit in den eigenen Beſtrebungen gefördert und zu neuem Fleiße angeregt wurde, erkennen ſeine Briefe an Knebel[1], an Schiller[2], an Frau von Stein[3] und Andere wiederholt

---

[1] Goethe an Knebel: Nr. 46 vom 22. Dezember 1783, Nr. 52 vom November 1784, Nr. 57, Nr. 61 vom 30. April 1785, Nr. 65 vom 11. September 1785, Nr. 100 vom 5. Oktober 1791, Nr. 108 von 1793, Nr. 113 vom Februar 1794, Nr. 140 vom Oktober 1796, Nr. 198 vom 14. Januar 1799, Nr. 220 vom 10. Januar 1800, Nr. 523 vom 9. Oktober 1817, Nr. 593 vom 23. Auguſt 1822.

[2] Goethe an Schiller: vom 17. und 25. Dezember 1796, vom 19. Januar 1802. Schiller an Goethe vom 25. Dezember 1796.

[3] Goethe an Frau von Stein: vom 15., 25. und 29. Oktober 1780, vom 25. November 1780, vom 6. Februar 1781, vom 5. Juli 1784, vom 6. Juli 1787, vom 5. März 1783, vom 7. und 8. März 1785, vom 2. April, 2. und 5. Juni 1785, vom 1. Dezember 1807, vom 9. März 1809.

rückhaltlos an. Und für die Goethe-Forschung wird Knebel stets seine Bedeutung behalten, indem seine Tagebücher als Litteraturquelle für Goethe-Studien vielfach benutzt worden sind und bei der im Erscheinen begriffenen neuen Goethe-Ausgabe noch benutzt werden. Daß er hingegen bloß durch Goethe Interesse und Bedeutung habe [1], kann schon mit Rücksicht auf seine wichtige Einwirkung auf Herder nicht anerkannt werden. Vielmehr spricht für Knebels persönliche Bedeutung auch die große Schaar von geistig hervorragenden Freunden, mit welchen er in nahen Beziehungen und regem Briefwechsel stand und welche alle von ihm gelernt haben und auf sein Urtheil großen Werth legten [2], sowie die Thatsache, daß, obwohl er im hohen Alter nur noch selten ausging, kaum ein Haus so beliebt und besucht war, wie das Knebelhaus im Paradiese. Hier fluthete eine große Schar Jenenser

[1] So meines Erachtens unzutreffend Herman Grimm, Vorlesungen über Goethe S. 258: „Aber man lese, was von ihm gedruckt vorliegt, er schwindet zu einem von jenen zusammen, die ohne Goethe nur zu den Schatten gehören."

[2] Professor Gries schreibt ihm z. B. am 13. Januar 1808: „Den herzlichsten Dank muß ich Ihnen sagen für Ihre gütige Aufnahme meines Arioſts. Je seltener es ist, von Männern wie Sie und Goethe erkannt und gelobt zu werden, umsomehr stärkt und erhebt es Herz und Geist. Die wenigen Worte, die Sie mir in Ihrem und Ihres trefflichen Freundes Namen über meine Arbeit sagen, sind mir mehr werth als die posaunenvollste Rezension. Ich werde mich aus allen Kräften bemühen, Ihr gütiges Urtheil durch die Fortsetzung und den Schluß meines Werkes nicht Lügen zu strafen."

und auswärtiger Freunde und Bekannter ein und aus. Junge dichterische Talente und Leute, welche Dichter werden wollten, überliefen ihn und suchten seine Empfehlung. Goethe empfahl ihm seinen Schützling, den jungen strebsamen Eckermann, als dieser nach Jena übersiedelte. Fremde, welche sich dem großen Goethe nähern wollten, suchten zunächst den alten Knebel auf, dessen gemüthvolle Heiterkeit, zuvorkommende Freundlichkeit und lebhaftes anregendes Gespräch bei Jedermann einen wohlthuenden Eindruck hinterließ, wie auch Alexander von Humboldt bekennt, Knebel gehöre zu seinen angenehmsten Erinnerungen, wie selten er ihn auch gesehen habe.

So entstand allmählich eine wahre Wallfahrt am 30. November nach dem Hause des allbeliebten alten, aber geistig jugendlichen Geburtstagskindes am Paradiese, während zugleich eine große Anzahl von Kisten und Packeten, allerlei Lebensmittel, Delikatessen, Getränke und sonstige Geschenke enthaltend aus der Ferne eintrafen.

Gelegenheit zu besonderen Feiern gab das Jahr 1825. Knebel hatte innigen Antheil genommen an dem diesjährigen Geburtstage seines langjährigen Freundes Goethe und ihm zum 25. August in einem Gedichte Glück gewünscht[1], worin er des Freundes

[1] Nachl. I, S. 58 „an Goethe".

unsterblichen Nachruhm prophetisch in den Worten verkündet:

„Die Welt, die jetzt dich preist, preist künftig dich
und höher noch, denn mit den Jahren wächst
des seltnen Geistes hochverdienter Ruhm.
Nicht jedem ist vergönnt, des Wortes Sinn,
des Geistes stille That sogleich zu fassen;
die Nachwelt spricht den Namen heller aus
und heftet an der Zeiten Fels das Wort."

Goethe dankte für dieses „köstliche Gedicht, das ihm und vielen große Freude machte", und ließ an seinem goldenen Jubeltage, dem 7. November 1825, welcher zum Andenken seiner fünfzigjährigen Anwesenheit durch ein großes Bankett im Stadthause zu Weimar gefeiert wurde, dem alten Freunde die gebührende Anerkennung widerfahren, indem der seinen Vater vertretende junge Goethe auf den in Jena weilenden Knebel, dessen Bekanntschaft und Vermittelung sein Vater die erste freundliche Aufnahme in das Weimarer Land verdanke, einen Trinkspruch ausbrachte, welcher in den Herzen der Tischgenossen allseitigen jubelnden Widerhall fand.

Gleich folgenden Tages schrieb ihm Frau von Ahlefeldt, welche in späteren Jahren den früher von Frau von Stein mit Knebel geführten Briefwechsel fortsetzte: „Da Ihr theilnehmender Freund der Herr von Lynker Zeuge unseres gestrigen Festes war, so wird sein eloquenter Vortrag Ihnen, verehrter Freund

besser als Ihre arme Skribentin es vermöchte, das Ganze schildern und Ihnen sagen, wie ehrenvoll von Seiten Goethes Ihrer öffentlich dabei gedacht und wie freudig und anerkennend von der Menge dies warme Andenken aufgenommen und gefeiert wurde. Ich hatte bisher, aus Furcht, mein schwacher Kopf möchte schwindeln, nur am Champagnerglasse genippt — Ihnen zu Ehren aber leerte ich es völlig, und Sie sind, wenngleich indirekt daran Schuld, daß ich aus lauter Freude über die schmeichelhafte Erwähnung Ihres Namens hernach Alles doppelt sah." Und anerkennend schrieb ihm Riemer am 13. November: „So empfangen Sie denn meine Empfindungen der Feier eines Tages, an der Ihnen der erste Dank gebührt: denn Sie haben zuerst den Genius zu uns eingeladen und Ihrer Vermittelung verdankt ein ganzes Land, ein ganzes Zeitalter die segensvollen Wirkungen, deren Verherrlichung der Gegenstand dieser in unserer wie in der Weltgeschichte Epoche machenden Feyer war." Knebels vor länger denn 50 Jahren erfolgten Eintritt in Weimar hatte man freilich nicht gefeiert, und seine Freunde mochten dies bei Goethes Jubelfeier wohl als Unterlassungssünde empfunden haben. Um ihm daher ebenfalls eine besondere Ehre zu erweisen, überreichten ihm der Kanzler von Müller, der das Goethesche Fest arrangirt hatte, Eckermann, Riemer und Peucer an seinem 81. Geburtstage, am 30. November 1825 als Festgabe eine kleine Druckschrift, be-

titelt: „Jahresblüthen von und für Knebel". Sie enthielt eine Anzahl seiner eigenen Gedichte, welche ihm „die Freunde zum Druck herausgepreßt hatten", und solche seiner Freunde. Goethe aber brachte ihm seine Wünsche dar auf einem mit seiner Vignette verzierten, aus einem Bande seiner Werke herausgerissenen Titelblatte mit der Aufschrift:

Dem theuern Lebensgenossen
von Knebel
Goethe
zum
dreissigsten November
1825

Dir in's Leben, mir zum Ort
Leuchtete dasselbe Zeichen
Und so ging, so geh es fort
Unsrer Freundschaft sondergleichen [1]
Goethe.

Eine Sammlung seiner besten Sprüche in Distichenform gab Knebel in einem ersten Hefte ohne Namens-

[1] Auch Goethes „Novemberlied" galt hauptsächlich seinem Freunde Knebel, ebenso das anscheinend Goethes Briefe an Knebel vom 27. Juli 1782 beigefügte Epigramm, überschrieben „deinem Schreibtisch":

„Mich erbaute zuerst ein Denker, weihte der Liebe,
Weihte der Freundschaft mich ein, stillem Genusse der Welt;
Doch es ward die Stadt ihm zu eng, er eilte von dannen,
Ließ dem Freunde mich stehn, der mich nun emsig besitzt,
Der dem schönen Gefilde, den holden Stunden entsagend,
Sich der Mühe zu weihn, wählte die engere Stadt."

nennung als „Lebensblüthen“ [1] im Jahre 1826 heraus, deren Fortsetzung jedoch unterblieb, denn er hatte den Gipfel seines poetischen Könnens bereits überschritten.

Großes Interesse bei Freunden und Künstlern erregte Knebels feingeschnittenes Gesicht, welches oft gezeichnet und gemalt wurde, so von den Malern Bachmann, Rouse, C. F. Müller in Carlsruhe, Rieß, Kügelgen, von Frau von Stein [2], Frau Schopenhauer, der Malerin Louise Seidler und vom Maler Schmeller. Durch letzteren ließ Goethe zwei Bilder seines Urfreundes anfertigen, das eine in der Bibliothek zu Weimar aufhängen, das andere in seinem „lararium“, wo es ebenfalls nebst einem im Jahre 1820 vom Bildhauer Tiek in Gips gefertigten Basrelief von Knebels Kopf [3] noch heute sich befindet. Im Großherzoglichen Witthumspalais in Weimar ist sein Andenken durch eine von Rauch gefertigte Marmorbüste verewigt.

Höchst originell war Knebels Häuslichkeit, von welcher uns die Hausfreundin Louise Seidler eine so ergötzliche Schilderung hinterlassen hat. Das eheliche Verhältniß der unähnlichen Gatten hatte sich mit den

[1] Lebensblüthen. Erstes Heft. Jena, August Schmid 1826. Im Nachlaß vollständig abgedruckt als „Lebensblüthen in Distichen“ I, 91 ff.

[2] Im Tiefurter Schlößchen befindlich.

[3] Vgl. das Titelbild zum III. Bande des Nachlasses; ein Stein, in welchen dieses geschnitten, befindet sich im Goethe-Hause.

Jahren immer glücklicher gestaltet, von Verdruß ist keine Rede mehr und man lebt behaglich und zufrieden, mehr neben als mit einander, Jeder den Andern gewähren lassend und seinen eigenen Liebhabereien folgend. So erzählt Louise Seidler: „Jo, jo, ho, ho waren Ausrufe, die er seinen Gesprächen immer beimischte, wie er z. B. bei meinem Eintritt allemal auszurufen pflegte: Ho, ho, kommt das liebe Kind auch einmal. Jo, jo, schöne Sachen hab' ich zu zeigen — ho! Und nun brachte er allerlei Raritäten aus seinen Schubkästen hervor. Da gab es Pasten, Versteinerungen, Münzen, kleine Bilder, Muscheln und ähnliche Gegenstände, deren jedes eine eigene Geschichte hatte. Bald unterrichtete Herr von Knebel mich über die Blumen seines Gartens, bald über das Innere der Berge, welche Jena malerisch umgeben. Bald machte er mich auf schöne Baumgruppen, bald auf merkwürdige Wolkenformationen aufmerksam. Dann wieder führte er mich im Geiste hin zum Pic von Teneriffa, der in Oel gemalt an der Wand seines Stübchens hing. Stets kam ich angeregt oder belehrt aus seinem Zimmer, in welchem Sauberkeit und peinliche Ordnung herrschte — ganz im Gegensatz zu den Gemächern seiner Frau. Diese war stets von einem wahren Chaos umgeben; die von ihr bewohnten Räume glichen der Arche Noah, wo Gethier aller Art heimisch war, welches jede Reinlichkeit illusorisch machte. Das hinderte Frau von Knebel aber nicht, in diesen Räumen

Geſellſchaften zu geben; ein buntes Foulardtuch phantaſtiſch um den Kopf gewickelt, machte ſie dann gewandt die Wirthin, bewährte ſich als treffliche Kochkünſtlerin, ja, gab auch wohl bisweilen, wenn ſie recht guter Laune war, eine Arie mit wohl erhaltener Stimme zum beſten. In ihrer Art war ſie nicht minder originell als ihr Gatte, und gewiß ebenſo überfließend herzlich. Noch im höchſten Alter war Frau von Knebel die Güte und Aufopferung ſelbſt; ſie half willig jedermann, oft ſogar mit Hintanſetzung aller Klugheitsrückſichten. Geſellſchaften zu geben war ihr ein Lebensbedürfniß. Flog ein ſeltener Biſſen in's Haus, ſo theilte ſie denſelben zuverläſſig mit lieben Freunden, was ihr Gatte auch ganz in der Ordnung fand."

Letzteres war natürlich bei ſeiner reinen Herzensgüte, welche ihn, den ſelbſt mit Entbehrungen und Schulden Kämpfenden, wiederholt veranlaßte, fremder Noth abzuhelfen. Als ſeine Nichte nach dem Tode ihres Gatten, des Staatskapitäns Regemann in Bayreuth, mit fünf Kindern in dürftiger Lage zurückgeblieben war, erklärte er ſich bereit, jährlich 100 Gulden zuzuſchießen und bat Henriette, ein Gleiches zu thun. Ebenſo nahm er ſich der Hinterbliebenen des Botanikers Batſch in freundlichſter Weiſe an[1]. Seine Bereitwilligkeit zu ſchenken, kannte überhaupt keine Grenzen.

[1] Vgl. Von und an Herder III, S. 216.

Einem Handwerksburschen schenkt er den soeben vom Schneider neu erhaltenen Rock und rechtfertigt sich gegen seine hierüber ungehaltene Gattin durch die Worte: „Dumme Frau, einen schlechten Rock hatte er, einen guten kriegte er.“ Einem Fremden, der ihn im Frack besucht, bringt er seinen Ueberzieher auf, in der Meinung, der Besucher, dessen wiederholte Versicherungen, er habe den Mantel im Gasthof gelassen, er nicht glaubte, besitze nur den Frack. Die Kinder des Buchhändlers Frommann erhielten bei jedem Besuche so reichliche Geschenke, daß ihre Mutter die Gaben stets heimlich wieder zurückbringen ließ.

Wie früher das Lesen französischer Zeitungen, so machte im hohen Alter eifriges Lesen englischer Zeitschriften und Dichtungen einen großen Theil seiner Beschäftigung aus. Persönlicher Verkehr mit gebildeten Engländern, wie der Familie Gore, den Engländern Heron und Inverary, namentlich aber der Umgang mit dem kenntnißreichen Robinson hatten sein Interesse auf die englische Litteratur gelenkt. Vor allen rissen ihn die „Funken von Byrons brillantenem Geiste“ zur Bewunderung hin, und dessen früher Tod erschütterte ihn im hohen Grade. Aber er las nicht nur die englischen Schriftsteller, sondern übersetzte auch aus Byrons und anderen englischen Werken, darunter, „um sich in der Frische der Natur zu erhalten“, den im Nachlaß abgedruckten Hymnus zum Schlusse der Jahreszeiten des Jonas Thomson, Dichters des eng-

liſchen Nationalliedes „Rule Britannia“, deſſen pantheiſtiſche Tendenz ſeiner Denkweiſe verwandt iſt, und deſſen Naturpoeſie mit ſeinen Hymnen Aehnlichkeit hat; leider verlieren ſeine Ueberſetzungen ſehr durch eigenſinnige Abneigung gegen den Reim, ſo daß die Originale verwiſcht ſind.

Dreizehntes Kapitel.

Der von Jugend auf kränkliche, nervös höchst reizbare Mann erhielt durch lebhafte geistige Antheilnahme an wissenschaftlichen, künstlerischen, litterarischen, nach seiner Weise auch an politischen Dingen seine Geisteskräfte, abgesehen von einer in den letzten zehn Jahren seines Lebens eintretenden Gedächtnißschwäche[1], lange in großer Frische, während bis auf Goethe sämmtliche Genossen der Jugendzeit und auch eine große Anzahl seiner späteren Bekannten vor ihm heimgingen. Von diesen starben außer den oben Genannten am 15. Juli 1826 Frau von Schiller, am 6. Januar 1827 Frau von Stein, mit welchen beiden ihn lange innige Freundschaft verbunden hatte.

Am 15. Juni 1828 entschlief sein Wohlthäter der hochherzige Carl August, am 14. Februar 1830 dessen edle Gemahlin Louise, welcher Knebel ebenfalls nament-

[1] Er selbst klagt freilich im Tagebuch am Jahresschlusse 1814 bereits über Abnahme seiner geistigen Kräfte.

lich auch für öftere Hülfe aus finanzieller Noth großen Dank schuldete. Er ehrte ihr Andenken durch folgendes schöne Gedicht:[1]

„Und so hat denn auch Sie der trübe Schlummer befallen,
Weit von denen entfernt, die Sie geliebt und verehrt,
Hat Sie vom glänzenden Haus, das Sie mit Hoheit noch schmückte,
Hin in die dunkele Gruft, in die Verwesung gestürzt.
Seltenes Menschengefühl war Ihrer Jugend ein Führer
Und sie sonderte nie Großes von Kleinem darin,
Schätzte von jedem den Werth, sie selber edel im Herzen,
Achtete wenig auf das, was Ihr der Zufall ertheilt.
Und so fand sich in Ihr mit Milde verbundene Größe
Und für menschliches Wohl Sinn und erhabener Geist.
Rufet heller Ihr Lob! Sie war die Stütze der Treuen
Und in des Landes Noth war Sie ihm Rettung und Heil.
Streut mit Blumen Ihr Grab, mit spät noch grünenden Zweigen
Mischet des süßeren Dufts liebliche Blüthen darin;
Grabet tiefer in Erz den holden Namen Louise,
Sie für jegliche Zeit bleibendes Muster und Bild!“

Endlich mußte er auch noch den einzigen Gefährten aus alter Zeit, den geistigen Genossen und Führer, seinen Freund Goethe am 22. März 1832 verlieren, dessen Scheiden er tief ergriffen aber ruhig und gefaßt hinnahm. Wie Alle um den großen Todten trauerten, so empfanden Knebels Freunde mit ihm die

[1] In meinem Besitze; meines Wissens noch nicht gedruckt.

volle Schwere grade *seines* Verluſtes. „Ich kann", ſchreibt ihm Franz Paſſow im Mai 1832, „Ihnen nicht ſchreiben, ohne Goethes zu gedenken: Sie waren der treueſte Genoſſe ſeines Lebens, ſeines Geiſtes, ſeines Ruhmes. Es iſt ſo natürlich, Sie anjetzt als einzigen Erben ſeines Antheils an dieſen höchſten Gütern zu betrachten, aber darum auch als erſten Leidtragenden. Mögen aber auch alle die Jahre, die wir ihm noch wünſchten, nunmehr Ihnen anheimfallen, damit der deutſche Parnaß nicht zu jählings verwaiſe."

Knebel ſelbſt fand Troſt, indem er ſich in die Gedanken zu verſenken ſuchte, welche den Verblichenen in letzter Zeit beſchäftigt hatten, und lebte geiſtig mit ihm weiter. „Ich ſpreche nach wie vor mit ihm", ſchrieb er am 3. April 1832 an den Kanzler von Müller, „wenn er mir auch nur in geiſtiger Geſtalt erſcheinen ſollte".

Paſſows Wunſch eines noch längeren Lebens für Knebel erfüllte ſich nicht. Zwar überlebte er auch noch die letzte Freundin aus der Jugendzeit, das vortreffliche Boschen, welche, obwohl ſeit längerer Zeit kränkelnd noch immer mit ihrem „theuren Seelenbruder", wie ſie Knebel brieflich anredete, in geiſtigem Verkehr geſtanden hatte, am 8. April 1832 in Ludwigsluſt geſtorben war. Aber endlich näherte ſich auch ſeine Scheideſtunde mit immer ſchnellerem Schritt, die ſeit langer Zeit fühlbaren Gebrechen des Alters ſteigerten ſich. Jahrzehnte lang andauernde Gicht

hatte seine Füße immer unsicherer gemacht, die Besuche in Weimar waren seltener geworden und hatten allmählich, da ihm auch das Fahren beschwerlich wurde, ganz aufgehört. Bis auf gelegentliche Besuche bei den Großherzoglichen Herrschaften in Dornburg und der befreundeten Familie von Ziegesar in Drakendorf verließ er sein Haus fast gar nicht mehr, auch den Garten nur selten betretend, fühlte sich aber bei seinen stillen Studien vollkommen befriedigt, wenngleich, wie erwähnt, wiederholt über Abnahme der Geisteskräfte klagend. Auch mußte er das gewohnte nächtliche Lesen aufgeben, da dies die Kraft seiner durch das ganze Leben stark angestrengten Augen nicht mehr zuließ. Immer aber vermochte er noch im höchsten Alter ganz feine Schrift ohne Brille zu lesen, obwohl er früher oft an den Augen gelitten und den Gebrauch von Brillen versucht hatte.

Seine religiösen Anschauungen erfuhren im Laufe seines Lebens mehrfache Wandlungen. In der Jugend strenggläubiger Christ, beseelt von dem Wunsche, der Gottesgelehrsamkeit sein Leben zu weihen, hielt er auch noch als Offizier am kindlichen Gottesglauben fest. In dem freien gesellschaftlichen Leben Weimars, besonders aber in Folge des Jahrzehnte lang fortgesetzten Versenkens in die materialistischen Lehren des Lukrez nahm seine religiöse Anschauung allmählich eine völlig veränderte Richtung. Er selbst schrieb darüber an Böttiger, die Beschäftigung mit dieser Arbeit habe

auf sein Leben vielfachen Einfluß gehabt; sie habe „seine Denkungsart wie seinen Geschmack gereinigt und gestärkt". Aber was war der Erfolg? An Stelle des persönlichen Gottes und des geoffenbarten christlichen Glaubens trat das Schicksal, die Natur, seine Denkungsweise wurde mehr und mehr eine pantheistische, wozu auch seine schwärmerische Verehrung der Natur und ihrer Schönheiten in hohem Maße beitrug. Schon am Sonntage, dem 2. August 1778, betete er, wie Goethe an Frau von Stein schrieb, lieber unter dem hohen Gewölbe des Himmels an, hielt sich damals jedoch im Allgemeinen noch zur Kirche und nahm noch im Jahre 1784 am Genusse des heiligen Abendmahles Theil. Aber allmählich bemächtigen sich Zweifel seines religiösen Denkens, und er klagt dem Herzoge, während er im Jahre 1787 Platos Gespräche übersetzt, daß man sich nicht entscheiden könne, Götter zu läugnen oder zu glauben. Herders „Ideen" veranlassen ihn, seine freie Denkungsweise in den Worten auszudrücken, „daß noch übrigens der Geist des Christenthums aller ächten Naturerkenntniß von jeher zuwider gewesen ist, läßt sich wohl aus mehr als einem Umstand erweisen. Erst da man seit einigen Jahren freier denkt, erwächst dieser Naturgeist und alle Lithotheologieen und Ornithotheologieen u. s. w. sind mir in soweit Platitüden, als sie Theologieen sind. Auch soll das Christenthum den Menschen etwas von der Ehrfurcht vor Gott genommen haben"!

Der Aufſatz „über Unſterblichkeit“ (1797) vertheidigt bereits völlig materialiſtiſche Ideen, indem die Unſterblichkeit der Seele beſtritten, nur die Fortdauer des ganzen Menſchengeſchlechts anerkannt wird. Im Jahre 1802 bekennt Knebel, daß ihm Epikurs Götteridee über die chriſtliche Religion gehe, welche fatalen Wirrwarr in dieſe reinen Urvorſtellungen gebracht habe. Aber noch im Jahre 1803 vertheidigt er die Nothwendigkeit der Religionen, der Menſch brauche etwas außer ihm, das dem Geiſte Kraft und Muth ertheile. Dies werde ihm ſpäter vielleicht zu einem Räſonnement gegen Herrn Lukrez dienen. Bei der Reformationsfeier 1817 beſuchte er noch die Kirche und der Kirchgang bekam ihm wohl.

Als aber ſein zärtlich geliebter Sohn Bernhard im Jahre 1828 in Gumperda konfirmirt wurde, konnte er ſich nicht entſchließen, wenigſtens an dieſem Tage die Kirche zu beſuchen. Die geoffenbarte chriſtliche Religion war überwunden. Zwar bezweifelte er nicht das Daſein einer Gottheit überhaupt. „Es iſt faſt unbegreiflich, wie denkende Menſchen an dem Daſein eines unendlichen Weſens, das dieſen Weltraum erfüllt, noch zweifeln können[1].“ Aber materialiſtiſche und naturaliſtiſche Anſchauungen athmen ſchon die „Blicke auf unſer Daſein“ von 1818 (Nachlaß III. 406 ff.) und die Aufſätze vom 6. März (Nachlaß S. 430 ff.) und vom 2. Januar 1825 (daſ. S. 433).

[1] Vgl. auch a. a. O. 446.

„Wenn man mich nach meiner Religion fragt, so schlage ich das Fenster auf, nnd zeige nach dem Sternenhimmel, dort steht sie geschrieben, leserlich allen Menschen, aber verständlich den wenigsten [1].“ Und nach dem Aufsatze vom April 1829 (das. S. 481) ist der Mensch nur eine Erscheinung, die er mit anderen Wesen gemein habe; diese Null, diese Blase dürfe keinen Anspruch auf Unsterblichkeit erheben.

In der „psychologischen Bemerkung“ (Nachlaß III. 485) räth er den Philosophen, statt der Natur des Geistes die Natur des Stoffes zu erforschen. „Bete die Natur an, dieß ist deine Pflicht. Dieser Gottesdienst ist der größte, und faßt alle anderen in sich.“ Von einem Räsonnement gegen Lukrez ist überall keine Rede, „der sogenannte Materialismus“, sagt er vielmehr an einer anderen Stelle [2], „so verhaßt er auch dem Namen nach ist, hat mir doch schon manche gute Dienste gethan. Ich fordere wenigstens nicht zu viel von Menschen und ihren Dingen“.

Erst als ihn die Krankheit des Todes bereits ergriffen, äußerte er sich gegen Hofrath Stark, seinen Hausarzt, die in uns steckende Kraft könne unmöglich mit dem Körper untergehen, man müsse vielmehr hoffen, sie werde fortdauern.

Theilweises Abweichen von früheren Anschauungen war bei ihm überhaupt nichts Ungewöhnliches, strenger,

[1] Vgl. auch Nachlaß III. S. 419.

[2] Nachlaß III. S. 495.

am einmal als wahr Erkannten unerschütterlich festhaltender Denker war er nicht. Seine Denkfrüchte waren oft nur das Erzeugniß augenblicklicher Stimmung, denen die Ergebnisse anderer Stunden widersprachen. Daher vielfache Widersprüche in seinen Aufzeichnungen. Anerkennung aber verdient die Gewissenhaftigkeit, womit er bemüht war, über die tiefsten Fragen menschlichen Denkens Klarheit zu erringen, die eigenen Ansichten stets von neuem auf ihre Richtigkeit prüfend [1].

Seine naturalistische Denkweise führte ihn hierbei oft auf Abwege, aber am Suchen nach Wahrheit hat er es nicht fehlen lassen, und es ist bedauerlich, wie dieses ernste Streben des einst fest im Glauben stehenden Mannes so wenig befriedigende Ergebnisse in religiöser Hinsicht gehabt hat, daß er den Glauben an den geoffenbarten Christengott nicht wieder zu erringen vermochte.

Wie sein religiöses Denken frei von Dogmen, so war auch seine politische Ueberzeugung eine liberale, von republikanischen Tendenzen nicht freie. Die deutsche Kleinstaaterei und Zerrissenheit erfüllten ihn mit Ekel, dem er wiederholt in unverblümtester Weise Ausdruck gab. Am 14. November 1786 klagt er gegen den Herzog über den armseligen Bedientengeist, der die deutsche Nation erfülle, der Deutsche sei noch gar zu sehr Knecht in knechtischen Begriffen. Ueber Deutsch-

[1] Vgl. Nachlaß III, 185 f., 352 f., 489 f.

lands Zustände läßt er sich am 18. April 1788 gegen Henriette aus: „Freilich ist's ja in Deutschland überall schlecht und die Luft noch am ersten zu ertragen. Aber unser elendes Reichssystem, Vorurtheile aller Art, Dumpfheit, Plumpheit, Ungefühl, Unart, Ungeschmack, Unsinn, Stolz und Armuth, das sind Dinge, die noch schlimmer sind, als die schlimmste Luft[1]." Aehnlich seine Aeußerung vom Oktober 1803: „In Deutschland herrscht nur kleinlicher Respect oder wilde Ungezogenheit."

Auch das Preußenthum war ihm verhaßt. Preußens Politik seit Friedrichs II. Tode erschien ihm verfehlt, engherzig und beschränkt, Preußens Staatsmänner, deren er mehrere persönlich kannte, hielt er für jeder Menschenkenntniß bar, und über Preußische Offiziere, deren Patriotismus er für bloße Rohheit erklärte, fällte er im Jahre 1805 ein vernichtendes Urtheil. Immerhin gab er dem Preußischen Militarismus noch den Vorzug vor den Einrichtungen im deutschen Reiche. „Am Ende wärs besser", schrieb er am 24. Februar 1782 an den Herzog, „wir würden Alle militairisch erzogen, weil wir doch keine freien Menschen sein sollen. Der König von Preußen scheint dieß als die beste Methode für fast alle seine Stände gefunden zu haben, und in der That liegt in seinem Volke schon

[1] Vgl. auch an Goethe Nr. 235 vom 20. November 1800; Von und an Herder III. S. 215.

viel zu einer Nation, da das andere deutsche Reich wie Gesindel dagegen aussieht."

Aber wie unsympathisch ihn auch das Preußische Wesen berührte, erhellt aus seinem Briefe an die Herzogin Amalia aus Jena vom 10. Oktober 1789: „Es fehlt an vergnügten Gemüthern. Alles geht anjetzt etwas militärisch und Preußisch, aber das ist, als wenn man sich des Hagels bedienen wollte, um eine Gegend angenehm empfindlich zu machen." Lieber als jede Monarchie war ihm eine republikanische Staatsverfassung. Eine gesunde Republik, schreibt er am 11. Januar 1807 an Henriette, ziehe er allen anderen Zuständen des politischen Lebens bei weitem vor, worin ihn die neuesten politischen Umstände unendlich bestärkt hätten. Dem bonapartistischen Unwesen lasse sich nichts Sicheres entgegensetzen, als ein fester republikanischer Sinn und Bund. Vor diesem müßte Bonaparte erschrecken, obgleich er keinen Monarchen mehr fürchte. Wenn die Fürsten klug wären, oder Charakter hätten, welches beides nicht zu erwarten, so suchten sie von selbst dergleichen zu stiften, auf die jetzige Art seien sie früher oder später verloren.

Diesem Groll gegen die Monarchien, gegen Preußens Militarismus und die deutsche Zerfallenheit stand gegenüber eine unmäßige Bewunderung der Franzosen, welche, wie er sich zur Zeit des Rastatter Congresses ausdrückt: „einen so richtigen Takt hatten für die deutsche Verächtlichkeit und Selbsterniedrigung", sowie der fran-

zösischen Revolution und Napoleons titanenhafter Erscheinung. Den Deutschen hält er in den Gedichten „an das Vaterland" und „die Wälder" ihre Schuld in scharfen Worten vor:

„Hier, hier wurzelt der Keim unsers Verderbens bei uns,
Knechtschaft gebietet man nicht, als dem, der Knechtschaft verdienet,"

und scheute sich nicht, obwohl er auch den Uebermuth der Franzosen geißelt, in einer Anmerkung zum letzteren Gedichte seine „wahre Vorliebe für eine Nation zu bekennen, die so seltene Verdienste und Eigenschaften besitzt".

Und am 3. August 1789 schreibt er der Herzogin Amalia: „Uns Alle reizt jetzt das große Schicksal von Frankreich. In der That setzt dieses der Aufklärung und den Fortschritten dieses Jahrhunderts gleichsam die Krone auf und zeigt, was ein erleuchtetes Volk und weise Menschen können. Dieses ist eine Größe, die weit über das hinausgeht, was alle Wissenschaften, Alterthümer und Künste geben können, nämlich die Größe der Gemüther, das große Gefühl für das allgemeine Wohl. Frankreich wird dadurch die erste Nation der Welt. Keine Geschichte hat noch Beispiele dieser Art geliefert." Aehnlich im Jahre 1790 an Henriette: „Ich lebe ganz in den allerneuesten Geschichten von Frankreich. Sie erheben meinen Geist und mein Herz sehr. Uns in Deutsch-

land umhüllt noch Nebel und Nacht und gothische Finsterniß[1]."

Von dieser Bewunderung und Verehrung der französischen Nation kam er allerdings später zurück. Im August 1799 bekennt er gegen Böttiger, daß er mit dieser Nation ganz zerfallen sei, da die Folgen ihre gänzliche Unzuverlässigkeit darthun, und im Jahre 1818 betont er in einem Briefe an den Kanzler von Müller die große Gefahr, welche im Ueberwuchern französischen Geschmackes in deutscher Sitte und Sprache liege.

Von der schwärmerischen Begeisterung für Napoleons Person hat er sich dagegen niemals frei zu machen vermocht. Er wünschte „nur deshalb ein Franzose zu sein, um den Bonaparte besingen zu können[2]". Ueber seinen Besuch in Weimar am 6. Oktober 1808, „um die Ankunft des großen Kaisers Napoleon und der übrigen Monarchen zu sehen", schreibt er folgenden Tages an Hegel: „Was ich Ihnen hierbei noch . . . melden kann . . . . ist, daß sich bei uns der große Napoleon die Herzen aller Menschen und vorzüglich der Verständigsten auf eine Weise gewonnen hat, die ganz unabhängig von seiner Größe und Macht ist, und den Mann noch mehr betrifft als den Kaiser. Man hat in seinen Gesichtszügen nebst einem gewissen Ausdrucke von Melancholie . . . . nicht nur die Züge

[1] Vgl. Nachlaß II, 381.
[2] Von und an Herder III, 216.

des hohen Geistes, sondern eine wahre Güte des Gemüths bezeichnet gefunden, welche die großen Begebenheiten und Anstrengungen seines Lebens nicht auslöschen konnten. Kurz man ist enthusiastisch für den großen Mann gesinnt." Bei solcher blinden Bewunderung war es erklärlich, daß er Ludens Aufforderung ablehnte, an der im Jahre 1813 begründeten patriotischen Zeitschrift Nemesis mitzuarbeiten. Er wollte nicht „den großen Napoleon verkleinern helfen", denn er betrachtete das über Deutschland hereingebrochene Verhängniß als die verdiente Folge deutscher Zersplitterung und Napoleon als den geschickten Wundarzt, der die französische Revolution gleichsam die Revolution der Menschheit mit kühnem Griff geheilt habe. Und als er seines Götzen Tod erfahren, schließt er seinen Brief an Goethe mit schwarzem Siegel! Diese Verehrung Napoleons, welche sogar dem Ausländer Robinson mißfiel, und sein Mißtrauen in die eigene Kraft des deutschen Volkes, sich zu einer Nation emporzuarbeiten, läßt seine kühle Haltung bei Beginn der Freiheitskriege minder befremdlich erscheinen. —

Im Jahre 1833 steigerten sich die Beschwerden des Alters in hohem Grade, starker Husten quälte ihn beständig und das Tagebuch spricht von „sorglichen Tagen". Die Füße, deren einer halb gelähmt war, versagten den Dienst immer mehr, und er that am 16. Dezember im Zimmer einen schweren Fall, der

ihm beinahe das Leben gekoſtet hätte. Zwar erholte er ſich, fiel aber am 12. Februar folgenden Jahres wieder ſo heftig zur Erde, daß er anſcheinend eine Gehirnerſchütterung davon trug und ſich ſehr matt fühlte. Sein baldiges Ende ahnend ſprach er viel über die Unſterblichkeit der Seele, deren Fortdauer er jetzt im Gegenſatze zu früheren Anſchauungen hoffen zu dürfen glaubte.

Auf die Frage, ob er Schmerzen habe, erwiderte er: „Laſſen Sie es gut ſein, die Natur hat Alles weiſe geordnet, auf einen ſtarken Ambos ließ ſie auch einen ſtarken Keil fallen.“

Vielfach phantaſierend recitirte er häufig Stellen aus lateiniſchen Klaſſikern und entſchlummerte ſanft im neunzigſten Lebensjahre am 23. Februar 1834 Morgens 10 Uhr. Die goldene Leier, welche auf Goethes Sarg gelegen, Schwert und Lorbeerkranz ſchmückten ſeinen Sarg. Am 25. Februar Abends 7 Uhr wurde die irdiſche Hülle unter großem Gefolge, in welchem ſich Vertreter des Großherzogs, des Senates der Univerſität und der Stadtbehörden, ſowie ein Fackelzug der Jenenſer Studenten befanden, zum Friedhofe geleitet. Als der Zug hier anlangte, miſchte ſich das Licht des aufgehenden Vollmondes mit dem Scheine der Fackeln. In der Grabrede ſprach Superintendent Schütz unter Anderem: „Wir würden ſchon aus der Verbindung mit den angeſehenſten Männern ſeiner Zeit ſchließen müſſen, daß es kein kleiner

Geist war. Aber selten ward auch eine so natürliche Herzensgüte gefunden. Die Biederkeit und Treue, die sich in seinem festen klaren Auge und in den kräftigen Zügen spiegelte, wohnte bei ihm in der Tiefe des Herzens und fesselte selbst Solche an ihn, mit denen ihn übrigens nicht die gleiche Ansicht der Welt und des Lebens verband. Wunderbar und in den späteren Jahren seines Lebens beinahe rührend war die Mischung der Kraft mit der Milde des Gemüths, des festen oft so unbeugsamen Willens mit dem hingebenden kindlichen Wesen, die in ihm lag, und die ihm so leicht aller Herzen gewann. Mehr als der Stammbaum und das morsche Pergament adelte ihn das warme lebendige Gefühl für Wahrheit und Recht, welches sich immer offen und ohne Scheu offenbarte, der edle, vorurtheilslose Sinn, mit welchem er die menschlichen Verhältnisse betrachtete, die Bereitwilligkeit, mit der er fremden Werth und fremdes Verdienst anerkannte, die anspruchslose Bescheidenheit, mit welcher er sich denen, die ihm geistig überlegen waren, unterordnete, ohne jedoch sein eigenes Urtheil aufzugeben und sich zum Sklaven fremder Ansicht und Meinung zu machen, die Freiheit von kleinlichen beschränkten Rücksichten, wenn es galt, den Menschen nach dem zu würdigen, was er leistet und ist. Er war ein seltener Mensch, eine reiche Natur, für das Höchste und Beste empfänglich, seiner Kraft sich bewußt und doch mit ihr sich nie hervordrängend, groß-

artig angelegt von dem Schöpfer, dessen bildende Hand ihm die Züge zu einer scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit aufdrückte."

Der Kanzler von Müller widmete dem entschlafenen Freunde einen Lorbeerkranz nebst einem poetischen Nachruf, worin seine Verdienste freundliche Anerkennung fanden.

Kein Kreuz oder Gedenkstein bezeichnet die Ruhestätte, welche die Gebeine Knebels birgt, an der Mauer des alten Jenaer Friedhofes. Nur einige Tannen spenden Schatten dem Schlafenden, annähernd des Verblichenen Wunsch erfüllend, welcher am liebsten im rauschenden Walde zu ruhen gewünscht hatte. Neben ihm ruht sein langjähriger Hausgenosse Legationsrath Weller[1]. Das Scheiden des Vielgeliebten riß eine weite, nicht ausgefüllte Lücke in den Kreis seiner Familie und seiner Freunde. Wie weit auch im Einzelnen ihre Lebensanschauungen von den seinen abweichen, wie klar sie auch seine auffälligen Schwächen erkennen mochten, sie übersahen diese über den Lichtseiten seines Gemüthes und Charakters. Sie betrauerten in ihm einen Mann von ernstem wissen-

[1] Nach Döring, Blätter für litterarische Unterhaltung 1834, hatte er sich die im Nachlaß I, S. 76 abgedruckte Grabschrift als die eigene geschrieben:

„Nicht zu der stygischen Fluth, und nicht zu dem finstern Cocytus
Wallte mein Geist, auch nicht hin in's elysische Feld,
Rein wie er war nahm ihn die Natur nun wieder zu sich auf
Und im unendlichen All lebet er ewig mit fort."

ſchaftlichen Streben, unermüdlichem Forſchungsdrange und vielſeitigem Wiſſen, der ſich mühte, ſeine wenig glückliche Naturanlage zu bekämpfen, der ein Herz beſaß voll reinſter Menſchenliebe, ſtrengſter Wahrhaftigkeit, Offenheit und Gerechtigkeit, einen Freund der Freunde, einen Helfer der Bedrängten. Der letzte Ton aus Weimars Jubelzeit war leiſe verklungen.

Aus dem Verlage von **Hermann Böhlau** in W

Beaulieu-Marconnay, Carl von, Anna Amalia, Ca
und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutsche
und Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunder
8

—— Carl von Dalberg und seine Zeit. Zur Biogra
Charakteristik des Fürsten Primas. Mit Porträt.
1879.

Bippen, Wilhelm von, Bremer Skizzen. Zur Kultur-
raumgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 18

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm
Jugendzeit. Herausgeg. von Herman Grimm u
Hinrichs. 1881.

Falk, R., Johannes Falk. Erinnerungsblätter aus B
Tagebüchern, gesammelt von dessen Tochter. 1868.

Jung, Amalie, und das Großherzogliche Fräuleinstift
heim. Ein Lebens- und Charakterbild. 1873.

Meyer, O., Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. 1889.

Minor, J., Aus dem Schiller-Archiv. Ungedruckte
bekanntes zu Schillers Leben und Schriften. 18

Robinson, Henry Crabb, Ein Engländer über deutsc
leben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Auf
Henry Crabb Robinsons, nebst Biographie und
von Karl Eitner. Autorisirte Ausgabe. 1871.

Rückert, Heinrich, in seinem Leben und seinen kleine
dargestellt von A. Sohr und A. Reifferscheid. 3 B
bis 1880.

1. Bd. Kleinere Schriften. 1. Theil. } 15 ℳ
2. Bd. Kleinere Schriften. 2. Theil. }
3. Bd. Leben und Wirken. 1880. 8 ℳ

Weber, E. W., Der Freundschaftsbund Schillers u
1854.

—— Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. 18

Zu beziehen durch alle Buchhandlunge

Weimar. Hof-Buchdruckerei